

1

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN ✱ 1,- M ✱ 1978



Foto: Manfred Uhlenhut

Was ist Sache?

In unserer Kompanie kam 1977 eine Solidaritätsspende von 970 Mark zusammen. Für 1978 wollen wir noch mehr erreichen. Was geschieht mit dem Geld?
Gefreiter Bert Unger

Es gibt Schwierigkeiten mit der Arbeiterrückfahrkarte für meine Frau!
Soldat Harald Queck

Solidarität, so heißt es im Lexikon, ist ein klassenmäßig bestimmtes Verhaltensprinzip. Ohne sie ist sozialistische Lebensweise undenkbar. Ihr Brief ist ein weiterer Beleg dafür, daß sie seit langem auch überall in unseren Streitkräften lebendig ist und geübt wird. Was die finanzielle Seite betrifft, sind in den vergangenen Jahren allein bei den Armeeangehörigen und Grenzsoldaten nahezu 60 Millionen Mark zusammengekommen. Viel Geld also. Sie möchten wissen, was mit diesen Millionen geschehen ist und geschieht.

Beginnen wir bei Vietnam. Die Groschen und Märker von Millionen Bürgern unseres Landes, darunter auch aus Ihrer Kompanie, ermöglichten in Hanoi die Rekonstruktion des Krankenhauses „Vietnam–DDR". Des weiteren wird ein orthopädie-technisches Zentrum errichtet, in dem jährlich 10000 Patienten behandelt werden können. Während der USA-Aggression gegen das vietnamesische Volk wurden in unserer Republik jährlich 500 Kriegsversehrte betreut. 1976 und 1977 haben wir für die vietnamesischen Schulen Unterrichtsmittel und Einrichtungsgegenstände im Wert von je 2,5 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. 42 Handwerksbetriebe wurden errichtet, denen bis 1980 weitere 60 folgen werden. In DDR-Betrieben werden bis 1980 rund 10000 Jugendliche zu Facharbeitern ausgebildet. Auf diese Weise helfen wir unseren vietnamesischen Freunden und Genossen, die Kriegsschäden zu beseitigen und den Sozialismus zu stärken.

Der Neuaufbau in Laos wurde mit 8 Millionen Mark unterstützt; zudem wenden wir jährlich 2 Millionen Mark für die Entwicklung der laotischen Schulen auf. 1977 starteten 25 Sondermaschinen der Interflug nach Afrika; sie brachten Medikamente, Lebensmittel, Bekleidung und Impfserum in die Volksrepubliken Angola, Kongo und Benin, nach Äthiopien und Madagaskar sowie in die Volksdemokratische Republik Jemen. An Bord befanden sich auch 600000 in der DDR entwickelte und gedruckte Schulbücher. In Guinea-Bissau helfen wir beim Aufbau der Viehzucht und des Veterinärwesens. Im angolanischen Gesundheitswesen leisten sowohl die Medikamente und Instrumente, die Einrichtungen und Sanitätsfahrzeuge als auch die Ärzte und Krankenschwestern aus der DDR dem Volk gute Dienste. Andererseits fanden im vergangenen Jahr über 180 verwundete afrikanische Patrioten und Kämpfer der palästinensischen Befreiungsorganisation PLO in DDR-Krankenhäusern Aufnahme, wurden sie hier operiert und gesund gepflegt. 1500 Chilenen, die von der Pinochet-Junta aus ihrem Land vertrieben wurden, haben bei uns ein zeitweiliges Zuhause gefunden.

Sie sehen also, lieber Genosse Unger, daß das von Ihnen und Ihren Genossen gespendete Geld gut angelegt wurde und wird. Es kommt den Menschen und Völkern zugute, die am dringendsten der Solidarität und Hilfe bedürfen. Es sind ihrer noch viele – in Afrika, in Asien, in Lateinamerika. Deshalb geht die Solidarität weiter. So wie es sich in der Vergangenheit bewährt hat: Mit unseren Taten für die allseitige Stärkung des real existierenden Sozialismus und seinen zuverlässigen militärischen Schutz, mit unseren Geldspenden für die materielle Unterstützung der im antiimperialistischen Kampf stehenden Völker und Befreiungsbewegungen.

★

Die Schwierigkeiten mit der Arbeiterrückfahrkarte für einen Besuch Ihrer Frau an Ihrem Standort sind sowohl mir als auch dem Tarifamt des Ministeriums für Verkehrswesen, bei dem ich mich erkundigt habe, unverständlich.
Wie ist die Rechtslage? Arbeiterrückfahrkarten werden nur an Berufstätige ausgegeben. Das trifft auch auf berufstätige Ehefrauen von Armeeangehörigen oder Grenzsoldaten zu, die ihren Ehemann am Standort besuchen wollen. Die mit der Arbeiterrückfahrkarte verbundene Fahrpreisermäßigung von 75% kann einmal wöchentlich in Anspruch genommen werden. Der entsprechende Antrag muß einerseits vom Betrieb Ihrer Frau und andererseits von Ihrem Truppenteil bestätigt werden. Ist das geschehen, kann Ihre Frau ohne weitere Formalitäten diese Sozialleistung in Anspruch nehmen. So bleibt mir nur, Ihnen recht bald den ehelichen Besuch am Standort zu wünschen.

Ihr Oberst
Karl Heinz Freitag
Chefredakteur

Das Jahr ist klein und liegt noch in der Wiege ...

Das ist eine Zeile von Kästner für ein Januar-Gedicht. Laßt uns unser Glas (heißen Tee!) erheben auf ein rundherum starkes, glückliches Jahr, das uns viel Lesenswertes bescheren möge, in wehrsoldfreundlichem Paperback wie auch in vornehmem Leinen. Nur gut muß es sein, unterhaltsam, spannend, lehrreich, heiter, bereichernd. Dies also der verspätete und beileibe nicht uneigennützige Neujahrswunsch eurer soeben bratäpfelschmausenden Bibliothekarin. Und schon geht's los mit lauter literarischen Neuheiten.



Illustration: Hille Blumfeldt

Januargemäß zunächst ein Buch, das von Eis und knackendem Frost handelt, von mutigen Männern, die in den weißen Wüsten der Arktis, in höllischen Schneestürmen, auf driftenden Eisschollen eines der großen Abenteuer unserer Zeit bestanden – die Eroberung des Nordpols. Ernst T. Krenkel, Doktor der geographischen Wissenschaften und Held der Sowjetunion, nahm als Funker an der wissenschaftlichen Erschließung der Arktis teil. Und der Mann kann erzählen! Er war beim Arktisflug des Luftschiffes „Graf Zeppelin" dabei, driftete mit der ersten sowjetischen Polarstation, überwinterte (!) auf sowjetischen Polarinseln. Sein Leben und das seiner Kameraden hing mehr als einmal am (vereisten) seidenen Faden. Die Weltpresse berichtete von einer „arktischen Katastrophe", in die die Männer geraten waren und aus der sie errettet wurden. Ernst Krenkel erzählt mit großer Bescheidenheit und Herzlichkeit von seinen atemberaubenden Erlebnissen, von der wissenschaftlichen Arbeit, vom entbehrungsreichen und gefahrvollen Leben in der eisigen Einsamkeit (niemals Eisbärenleber essen, Freunde, Vergiftungsgefahr!). „Mein Rufzeichen ist RAEM" heißt dieses reich illustrierte Erinnerungsbuch aus dem Verlag Neues Leben, das ich nur empfehlen kann.

Spannend geht's weiter mit einem handfesten Krimi feinster Machart. Die sowjetischen Autoren Arkadi Wainer (jahrelang Untersuchungsführer bei der Miliz) und Georgi Wainer (Ingenieur und Korrespondent) besitzen neben einer profunden Sachkenntnis auch das Talent, ihre Kriminalgeschichten psychologisch auszuloten. Ihr jüngster Krimi „Rennen an der Todeswand" (Volk und Welt) erzählt die Geschichte eines kleinen, miesen Bahnhofsdiebes, der sich totlachen konnte über die Hohlköpfe mit ihrem sogenannten ordentlichen Leben. Bis er an Inspektor Tichonow gerät. Der junge Kriminalist will diesen Dieb haben, um ihm zu beweisen, daß man einfach nicht stehlen darf. Der Kriminelle gerät jedoch tiefer und tiefer ins menschliche Abseits und wird zum Schwerverbrecher, der alles auf eine Karte setzt. Die Handlung treibt einem dramatischen Höhepunkt zu und ist so fesselnd, daß man wahrhaftig wissen möchte, wer der Sieger sein wird. Dieser Kriminalroman gehört gewiß zu den besten der letzten Jahre, auch dank seiner ausgezeichneten Übersetzung.

Vor mir liegt ein Buch von Heynowski & Scheumann. Es heißt „Die Teufelsinsel". Zuerst sind es die Fotos, von denen man entsetzt und erschüttert ist. Wenn man aber liest von den Schicksalen vietnamesischer Männer und Frauen, auch Mädchen, die in den Tigerkäfigen auf der Insel Con Son acht, zwölf, ja zwanzig Jahre Kerker erlitten, durchlebt, überlebt haben, angekettet, gefoltert, gedemütigt; von anderen liest, die zu Tausenden verhungerten, erschlagen wurden, zu Tode gequält – wenn man das liest und die Fotodokumente sieht, ist man nur noch von Haß und Abscheu gegen den USA-Imperialismus erfüllt. Fragt nach dem Buch „Die Teufelsinsel" aus dem Verlag der Nation, sprecht darüber, gebt es anderen in die Hand. Es ist notwendig, das zu wissen.

Im Militärverlag der DDR gab Heinz Senkbeil sein neues Buch „Jonny Bachmann kehrt heim" heraus. Ein Junge, so knapp dreizehn, verpaßt den Güterzug, der ihn und seine Schulkameraden evakuieren soll, denn noch ist Krieg. Jonny macht sich auf einen langen Marsch nach Hause, nach Berlin. Die letzten Wochen des Krieges erlebt er vor allem durch die Begegnung mit den unterschiedlichsten Menschen. Er macht seine Erfahrungen mit SS-Banditen, einem gutmütigen Wehrmachtssoldaten, deutschen Kriegsgefangenen, schließlich mit Sowjetsoldaten und einem beherzten Mädchen. Weder Geschichts- noch Kriegsbuch, hat es doch viel von beidem und bereichert die Literatur über die April- und Maitage 1945.

Ein anderes Thema, ein anderes Genre – Reportagen. Nicht Kisch, sondern ein nicht minder namhafter Landsmann ist Autor der Reportagensammlung „Der General mit dem Löwen": Bohuš Chňoupek, profilierter Journalist und heutiger Außenminister der ČSSR. Er hat die Sowjetunion bereist und dabei mit wachen Augen, scharfer Beobachtungsgabe und dem Gespür des erfahrenen Reporters viel Neues, Überraschendes in diesem Riesenland entdeckt. Ganz am Rande erfährt man, daß 200 Gramm Wodka mit gleicher Menge Tomatenmark das Lieblingsgetränk der Flieger im Norden ist und „blutige Mary" heißt... Könnt ihr nachlesen (Volk und Welt).

Und gleich noch eine Dame: „Die wilde Miß von Ohio", jawoll. Das ist eine Auswahl köstlicher Geschichten von Joachim Ringelnatz, mit überschäumender Phantasie und liebenswerter, leicht skurriler Heiterkeit erzählt und von ihm selbst illustriert. Sein Dornröschen auf Seite 62, also nee...

Noch drei Büchlein aus dem Eulenspiegel Verlag: „Der blaue Gast", Geschichten und Satiren von Horst von Tümpling; „Wie der Teufel die Messe liest" sind bulgarische Humoresken von Wassil Zonew; und Peter Nagengast illustrierte sehr hübsch die Verse in Dur und Moll von Mascha Kaléko „Horoskop gefällig?"

Ich hoffe, daß meine Anregungen euch nützen, die langen, dunklen Winterabende zu verkürzen, falls euch nicht noch was Besseres einfällt. Alles Gute bis zum nächsten Mal (dann wieder mit Schallplatten-Service).

Tschüß

Eure Bibliothe-Karin





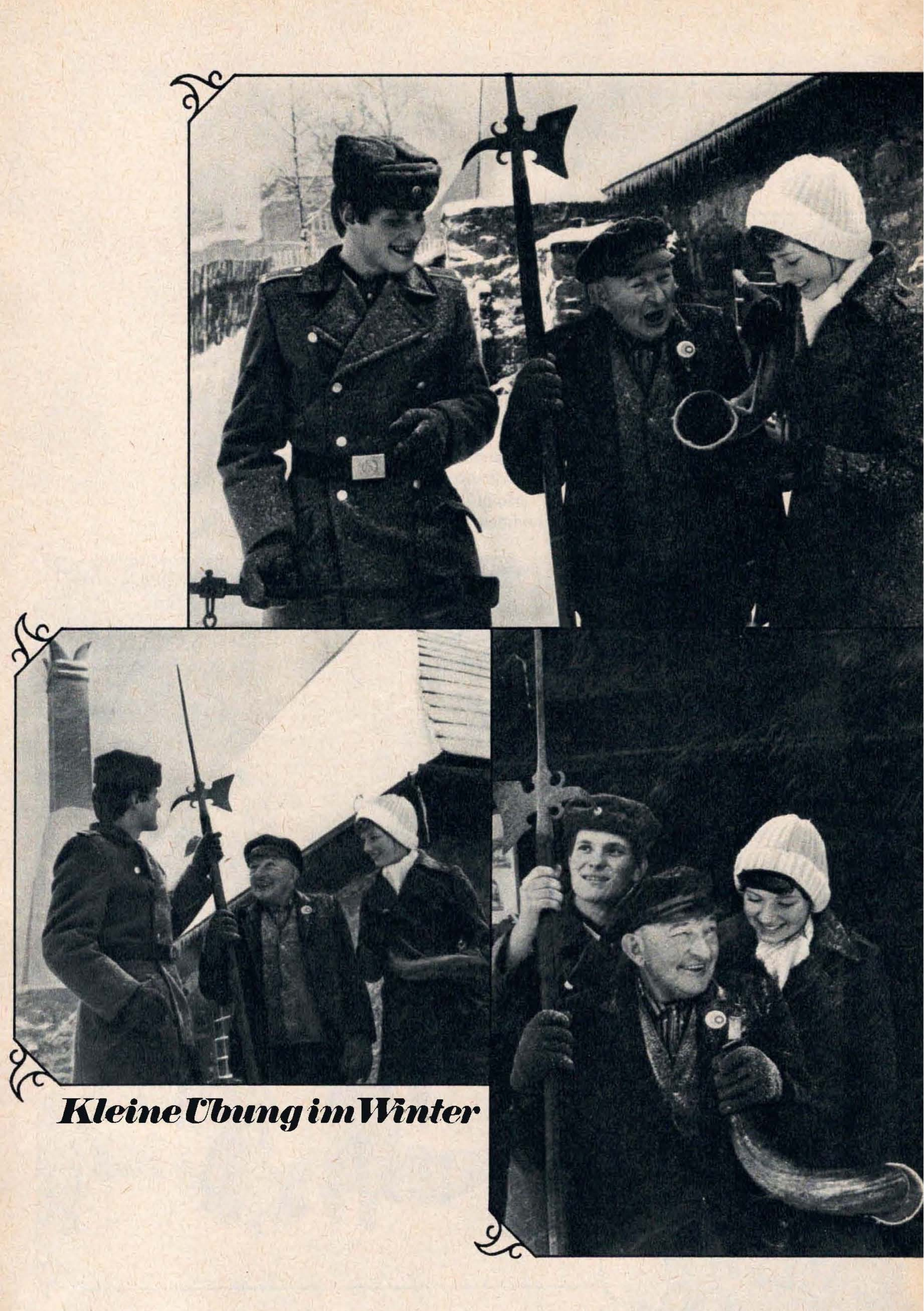


Kleine Übung im Winter

Ein Paar der NVA
strebt hier bei Schnee und Eis
im Eilmarsch hin zum Einsatzort,
wo es den Gegner weiß.

Schon unterwegs bewährt es sich
bei kürzerem Gefecht,
Verfolgt den Gegner pausenlos,
und dem bekommt das schlecht.





Kleine Übung im Winter



In ihrem Konzentrierungsraum
erklärt der Kommandeur
die Lage und verweist darauf,
die Kämpfe würden schwer.

Jedoch mit seiner Zuversicht
steckt er die Truppe an.
Und zur Verstärkung fährt er noch
die schweren Waffen an.

Und dann ertönt schon das Signal,
auf daß der Kampf beginnt,
den diese Truppe mit Elan
eröffnet und gewinnt.

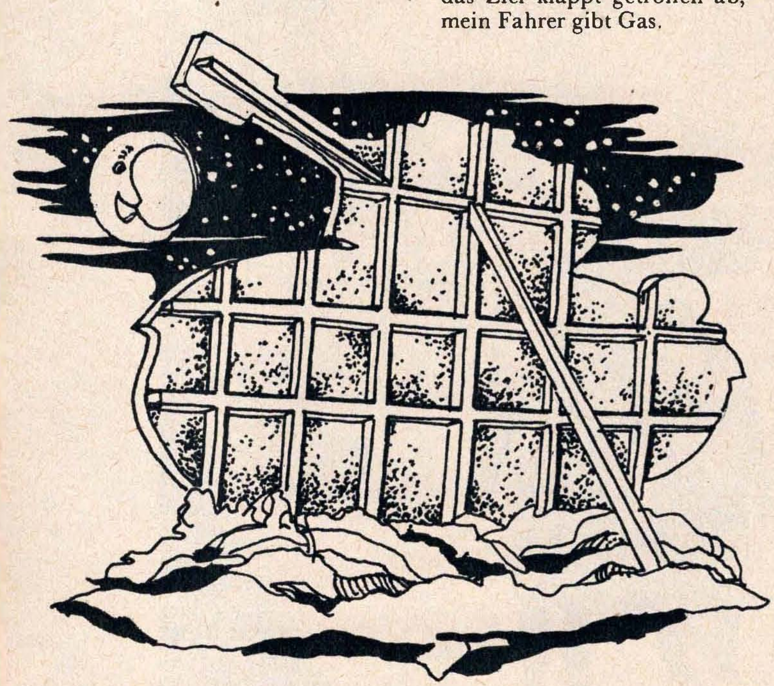
Am Ende wird die Übung gut
und tief analysiert.

Danach erst wird zufrieden und
beglückt zurückmarschiert.

Walter Flegel

Das Nachtschießen

Gespenstisch anmutend stehen unsere Panzer an der Ausgangslinie.
Unmittelbar am Heck eines der Fahrzeuge stehe ich mit meiner Besatzung, habe diesmal als Kommandant mit meinem Richtschützen die Rolle getauscht, muß also selbst die Ziele unmittelbar bekämpfen.
Als der Befehl zum Aufsitzen erteilt wird, nehmen wir unsere Plätze ein: der Fahrer drückt den Masseschalter, wirft den Motor an und bringt diesen auf die erforderliche Drehzahl; der Ladeschütze ladet die Kanone und das MG; ich schalte den Stabilisator ein, entblockiere die Kanone und überprüfe die Optik; mein Richtschütze schließlich schaltet das Funkgerät ein und meldet die Feuerbereitschaft des Panzers.



Ruhig fassen meine Hände das Steuerpult, überprüfen meine Augen nochmals die notwendigen Werte.
Vor mir hatte mein Richtschütze lediglich die Note 3 geschossen und mußte dafür von mir einige kritische Worte einstecken.
Nun aber ist die Reihe an mir, und obwohl mich kein Auftritt in einer Zirkusmanege erwartet, spüre ich eine Art Lampenfieber.
Da ertönt der Befehl: „Vorwärts!"
Der Panzer ruckt kraftvoll an, ich suche mit der Optik das Zielfeld ab.
Da erkenne ich auch schon als erstes Ziel einen Panzer in Deckung. Sofort stelle ich am Zielfernrohr die Entfernung ein, nehme den Panzer aufsitzend in das Visier und drükke auf den Auslöseknopf der Automatik für die Kanone. Krachend bricht der Schuß, das Ziel klappt getroffen ab, mein Fahrer gibt Gas.

Ich atme erleichtert auf – die erste Hürde ist glücklich bewältigt.
Viel Zeit für das Aufatmen bleibt jedoch nicht, denn schon erkenne ich wenig rechts ein feindliches MG-Nest. Fast automatisch stellt meine linke Hand erneut die Entfernung ein, die Rechte liegt druckbereit auf dem Auslöseknopf für das Turm-MG. Dann drücke ich wohl etwas überhastet ab, denn rechts vom Ziel spritzt der Sand auf, ohne daß es umfällt. Also erneut anvisieren ... ruhig bleiben ... Nerven behalten und – getroffen!
Deutlich spüre ich, wie der Schweiß mir in den Nacken rinnt – noch ein Ziel.
Links erkenne ich einen gegnerischen SPW, der nach rechts quer unsere Fahrt kreuzt.
Erneutes Entfernungeinstellen, Wahl des richtigen Haltepunktes – dann streicht eine kurze MG-Garbe dem Ziel entgegen. Getroffen klappt es ab.
Ich aber schwenke die Kanone hoch und lehne mich erleichtert zurück.
Am Wendepunkt meldet mein Richtschütze die Kanone und das MG frei, wobei er mir anerkennend auf die Schulter klopft. Er hatte meine kritischen Worte also doch richtig verstanden – und trotzdem bin ich fast sicher, daß er nicht so, oder besser, völlig anders reagiert hätte, wäre mein Schießergebnis negativ ausgefallen.
Diesen Gedanken spreche ich natürlich nicht aus, sondern lächle ihm dankbar zu.

Feldwebel d. R. Dietmar Ullmann

Illustrationen: Horst Bartsch



Schneerosen

Januar. Der Winter hat sich Sturm und Frost mit in das neue Jahr genommen. Er vertreibt das Publikum und will uns die Mäntel ausziehen.
Das Stehen fällt schwer. Wir wechseln oft die Karabiner. Postengymnastik. Drüben am Scharnhorst-Denkmal wühlt sich jemand durch den eisigen Wind. Ein Mädchen. Ihre Arme umschlingen etwas, so, wie eine Mutter ihr Kind schützend an sich drückt.
Sie überquert die breite, asphaltierte Allee, die menschenleer zu einem großen Platz geworden ist, und kommt auf unsere Straßenseite. Ich sehe, daß es Schneerosen sind, die sie dem Winterwind nicht ausliefern will. Sie schaut zu mir herauf. Ihr Blick wärmt mich wie ein Sonnenstrahl. Sie nimmt drei Blüten aus dem großen Strauß und legt sie hinter eine Säule. „Für dich, Posten!"
Nach der Ablösung nehme ich die Blumen und trage sie ins Ehrenmal.

Gefreiter d. R. Dieter Wagner

Es war nur ein Traum

Über der Stadt liegt eine kristallklare, verschneite, kühle Nacht, und der Mond verleiht ihr einen glänzenden Schimmer. Schweigsam gehen wir den Weg zum Bahnhof und wissen, daß es nur noch Minuten sind, die uns dann für Wochen wieder trennen. Wenige Menschen säumen den Bahnsteig und warten, sich irgendwie warmmachend, auf den Zug.
Wir hassen den Bahnsteig, der uns trennt, und wir lieben den Bahnsteig, der uns wieder zusammenführt.
Etwas traurig lehnst du dich gegen meinen Körper und sagst mir leise, „ich hab' dich lieb".
Während die Schneeflocken tanzend auf uns hernieder fallen, küsse ich deinen kalten Mund.
Der krächzende Lautsprecher zerreißt plötzlich die Stille der Nacht und kündigt den Zug an.
Die Schienen beginnen zu vibrieren, und hinein in das altvertraute Geräusch des Zughaltens, sagen wir Aufwiedersehen. Ein letzter Kuß, ein treuer Blick, und du stehst nur noch allein auf dem Bahnsteig.
Vor einem leeren Abteil bleibe ich stehen und lehne mich ans Fenster, auf das ich in großen Buchstaben deinen Namen schreibe. Nun sehe ich auch die märchenhaft verschneite Landschaft, an der ich vorüberfahre und die der dunklen Nacht Helligkeit verleiht. Das pulsierende Geräusch der Schienen macht mich müde.
Als ich am Morgen aufwache, liege ich neben dir, sehe meine Uniform noch am Schrank hängen, spüre die Wärme deines Körpers und vergrabe mein Gesicht in deinem weichen Haar.

Unteroffizier Volker Schaufler



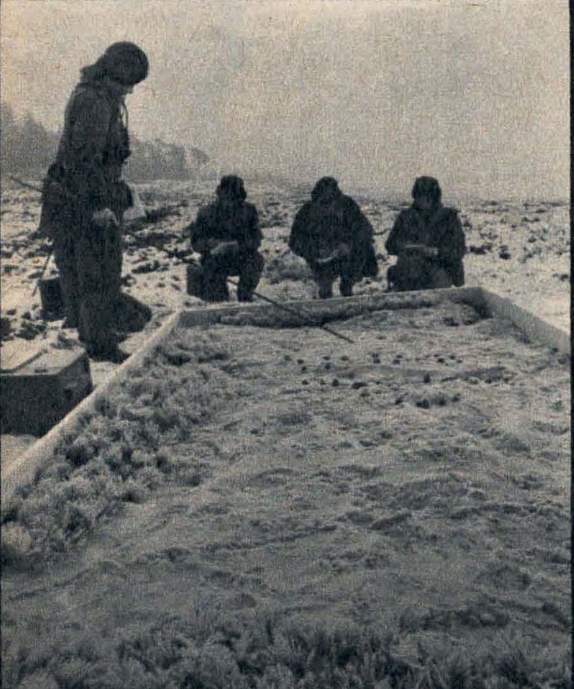
Er hörte auf den geläufigen, leicht einprägsamen Namen Mamaradshab Chodshikulowitsch Chodshakeldijew, ist Usbeke und in Taschkent zu Hause. Alle Usbeken, mit denen ich bisher gesprochen habe, sind übrigens in Taschkent ansässig. Es muß ihnen, wenn auch mit größeren räumlichen Vorstellungen verbunden, so gehen wie den Sachsen, die ja bekanntlich alle aus Dresden kommen! Mittlerweile habe ich Chodshakeldijews Namen perfekt drauf. Aber zuerst war in meinen Gehörgängen nur Hodscha hängengeblieben. Ich glaube, jeder versteht mich. An jedem Tage muß mich aber doch der Esel getreten haben. Wie hätte ich sonst auf Hodscha Nasreddin kommen können? Diese Vorstellung wurde genährt durch das spitzbübische Lächeln des braunhäutigen, braunhaarigen, braunäugigen Burschen. Und im gleichen Gedankenzug mit Nasreddin kam mir die Spinnidee: Ob dieser Hodscha mit seinem grünen Panzer wohl genauso zurechtkommt wie der türkische Eulenspiegel mit seinem Grautier? Ja doch, ich gebe es ehrlich zu, man könnte sich noch nachträglich an den Kopf fassen! Wieso ich ausgerechnet auf Chodshakeldijew gekommen bin, habe ich mich gefragt. Immerhin hätten es mehrere Dutzend anderer Soldaten sein können. Später dachte ich noch mal drüber nach...

Die gemeinsame Ausbildung von Panzersoldaten des August-Bebel-Regiments und dessem sowjetischen Partnertruppenteil war seit langem geplant. Eingedenk der Bewegtheiten des militärischen Lebens aber muß man auf Änderungen gefaßt sein. Diesmal war das Unerwartete, daß sich nichts änderte. Das stimmte mich mißtrauisch. Unmittelbar vor Antritt der Dienstreise wurde ich sogar mißmutig. Warum? Wenn es bisher kein Anzeichen von Winter gegeben hatte, ausgerechnet an jenem Tag überfiel die Thermometer das große Zittern und mich mit. Unser Treffpunkt mit den Freunden war zu fast nachtschlafener Zeit ein Berg, der sich aber nur als bewaldete Kuppe im Thüringischen erwies. Harmlos also, von ferne jedenfalls! Je näher wir ihm kamen, desto grausamer wurde der „Berg". Bei Plusgraden am Tage hatten Panzer und Lkw jeden Quadratmeter Boden halbmetertief durchgeknetet. Jetzt, in der Morgendämmerung, waren diese Furchen steinhart gefroren und glatt. Der Kiefernwald prangte im schönsten Rauhreif. Auch die Panzer hatten das frostige Weiß an Rohren und Türmen angelegt. Vor dieser malerischen Kulisse und der glutrot aufgehenden Sonne waren Soldaten in Linie angetreten. Politstellvertreter Oberstleutnant Hanno Knäbleins Worte klangen mir wieder im Ohr: ‚Also, Genosse, erwarte keine Wunder von dieser Ausbildung. Da ist nicht dran gedreht, nichts extra trainiert, nichts speziell vorbereitet. Dazu war gar keine Zeit. Die Freunde sind im Ausbildungsstoff genauso weit wie wir. Wir wollen heute lediglich sehen, wie das Zusammenwirken in einer gemischten Kompanie klappt. Oder denkst du, im Gefecht wäre das anders? – I wo, nein, nein!' Das ist ja auch gehüpft wie gesprungen, ob ein sowjetischer Tankist auf seinem angestammten Panzer fährt oder nicht, ob der NVA-Unterleutnant Eiselt neben sich als Nachbarn den 2. Zug seiner Kompanie oder die Tankisten von Leutnant Malyschew hat, ob dieser die Befehle von einem NVA-Oberleutnant oder von seinem sowjetischen Vorgesetzten erhält. Oder? – Na ja, die Jungs werden sich schon strecken...

Ich stehe also forschend vor der Kompanie. Mir den Rücken zugekehrt, gibt der Kompaniechef Oberleutnant Werner Machalett Erläuterungen zur Ausbildung. Noch etwas weiter weg von mir – die Soldaten. Links der Zug von Leutnant Eckhard Vorphal, in der Mitte die Jungs von Leutnant Anatoli Malyschew, rechts die Besatzungen von Unterleutnant Siegfried Eiselt. Nun ist das bei den Soldaten so eine Sache. Durch die Uniformen, die



Mit HODSCHA über'n



„Aufsitzen!" Preisfrage: Warum geht das bei einer „gemischten" Besatzung immer schneller als bei einer strukturmäßigen?

Foto S. 12: Gardesoldat Chodshakeldijew (Mitte) im Gespräch mit Unterleutnant Siegfried Eiselt

Aufgabenstellung am Sandkasten. Oberleutnant Werner Machalett weist die Zugführer in die taktische Idee der gemeinsamen Ausbildung ein.

Stahlhelme, die Stiefel usw. usw. sehen sie fast einer wie der andere aus, mal ein Stückchen größer, mal ein bißchen breiter. Aber da steht in der Mitte der Kompanie so ein braunhäutiger Schelm. Der hat kein Dutzendgesicht, den merke ich mir. An den will ich mich halten, der scheint mir interessant zu sein. Und dann kommt alles ganz anders...

Dem Kompaniechef kann ich mitten in seinen Ausführungen schlecht in die Parade fahren. Also bleibe ich noch im Startloch hocken. Als alle Besatzungen auf das Kommando „Aufsitzen!" davonspritzen, stolpere ich über den tückischen Parcour dem Braunschopf hinterher. Orientierungspunkt: Mittlerer grüner Esel, pardon, Panzer natürlich. Doch ganz so fix wie die Soldaten bin ich nun doch nicht. Die Luken knallen zu, noch bevor eine Frage an den Mann gebracht, noch bevor der Fotoapparat schuß-

Völlig ernstzunehmende, nicht ganz ernsthafte Bemerkungen über eine gemeinsame Ausbildung von sowjetischen und NVA-Panzersoldaten

Taktik-Acker

von Oberleutnant d. R. Bernd Schilling

bereit ist. Da denke ich verbissen: Jetzt haben sie dir aber den Daumen gezeigt! Doch das Schöne bei der Armee ist ja, daß die Vorgesetzten so herrlich unzufrieden sind, die in der Sowjetarmee wie die in der NVA. Das Aufsitzen ging ihnen viel zu langsam. Das muß wiederholt werden. Besser kann es nicht kommen. Ich stehe vor den Panzern, lache mir ins Fäustchen und lasse die Soldaten regelrecht ins Messer nicht, aber ins Objektiv rennen. Wenn das keine lebendigen Motive hergibt!

Zwischen „Absitzen!" und „Aufsitzen!" gelingt es mir, an den Braunschopf heranzukommen. Lächelnd setzt er zur Beantwortung meiner Frage nach Namen und Vornamen an, lächelnd registriert er mein ungläubiges Stirnrunzeln und die Frage: „Wie war das?" Und bereitwillig schreibt er in mein Notizbuch: Mamaradshab Chodshikulowitsch Chodshakeldijew. Da kann ich mir nun einen Reim drauf machen! Während sich alle Besatzungen mit froststarren Fingern mühen, Normen der Schutzausbildung in den Griff zu bekommen, gehe ich zu jenem Sandhaufen, auf dem mini das Gelände nachgebildet ist. Hier stellt Oberleutnant Machalett den drei Zugführern die Ausbildungsaufgaben und weist sie in den Ablauf ein. In perfektem Deutsch selbstredend, weil man ja voraussetzen kann, daß Anatoli Malyschew alles versteht. Klare Sache. Umgekehrt wäre das, sollte das jedenfalls genauso sein...

Die Aufgabenstellung geht zügig. So neu ist das Thema „Panzerkompanie im Angriff" nun für die jungen Offiziere auch wieder nicht. Marsch, Furten, Entfalten, Feuerführung – Feierabend. Als mir die Züge Vorphal, Malyschew und Eiselt einer nach dem anderen schwarzen Dunst vor- und sich querfeldein

„Beste Besatzung" von Gardesergeant Sowizki. „Hodscha" (2. von links) ist ihr Panzerfahrer.





Wie rohe Eier werden die Manöverkartuschen über den vereisten, holprigen Parcour zu den Kampfwagen getragen.

„Verdammt noch mal, sitzt die fest, die olle Gummikappe!" Doch sie muß herunter vom bereiften Kanonenrohr. Dann kann der Marsch beginnen.



davonmachen, steht in meinem Notizbuch immer noch nichts weiter als dieser Zungenbrecher: Mamaradshab Chodshikulowitsch Chodshakeldijew . . .

Die Vorgänge auf dem Taktik-Acker fesseln meine Aufmerksamkeit. Am kilometerweit entfernten Waldrand tauchen schemenhaft die Panzer auf. Ich strenge meine Augen bis zum Tränenreiz an, damit mir nichts entgeht. Das ist völlig ernst gemeint, denn was durch das Doppelglas an Scharfblick gewonnen wurde, machen die reichlich gezündeten Nebeltöpfe sofort wieder zunichte. Die Kompanie entfaltet sich aus dem Marsch heraus in tadelloser Ordnung zum Angriff. Das ist nicht mein Urteil, bewahre. Oberst Siegfried Bräunig behauptet das. Und was der sagt, nehme ich ihm hundertprozentig ab. Der Mann hat Durchblick, und er wäre wohl der letzte, der mittelprächtigen Leistungen das Mäntelchen der Beschönigung umhängen würde. Ehrlich muß es zugehen, meint er. Das helfe Soldaten und Unteroffizieren wie Offizieren am ehesten. Geradezu und konkret bis ins Detail fällt deshalb das Urteil über den Angriff aus. Die Feuerführung befriedige noch nicht ganz, erlausche ich. Das heißt, bei Gardeleutnant Malyschews Zug schon, aber die anderen müßten im selbständigen Handeln noch etwas nachziehen . . .

Die gemischte Panzerkompanie hat die T-55 abgestellt. Strahlende Winter-Frühlingssonne scheint auf die Szenerie von dampfender Feldküche und zwei, drei Zelten. Gruppen von sowjetischen und NVA-Soldaten tasten sich in Gespräche hinein. (Ja, ja, die Weltsprache Russisch!) Jetzt, wo sie ihren Auftrag erfüllt haben und beisammenstehen oder sitzen, werde ich echt unruhig. Wo ist dieser Hodscha? – Hodscha ist, wie die anderen, mit Erbsen und Bockwurst beschäftigt. Es reicht in den Löffelpausen gerade für solche kernigen Fragen wie Alter: 19; Klassifizierung: Stufe drei für Panzerfahrer; Otlitschnik: . . . Diese Frage war die allerbeste. Die hätte ich mir lieber verkneifen sollen. Da kennen die sowjetischen Soldaten und Sergeanten nichts, stimmts? Ohne drei, vier Soldatenauszeichnungen haben die glatte Gewissensbisse, wenn du sie fragst. Nicht mal gezählt die kollektiven Auszeichnungen. Und was da alles zusammenkommt! Hodschas Kleeblatt im Panzer um Gardesergeant Sowizki zum Beispiel ist „Beste Besatzung". Die wiederum gehört zum „Besten Zug" von Gardeleutnant Malyschew, und dessen Zug . . . Ich sage euch, das würde eine Aufzählerei ohne Ende. Oberleutnant Machaletts Truppe braucht sich da keineswegs zu verkriechen. Ihre Wettbewerbsergebnisse sprechen für sich. Immer mit an der Spitze des Regiments. Die jungen Zugführer, auch Unterleutnant Eiselt („. . . der beste Offizier auf Zeit im Truppenteil!", meint Oberstleutnant Knäblein) – sie reißen sich ein Bein aus für die Kompanie und für die Soldaten. So was färbt ab. Sind ja schließlich nicht von gestern, die Soldaten, können sich mächtig zusammenreißen, wenn sie wollen. Oberleutnant Machalett kann nicht klagen.
Genauso, wie ich das erfahre oder beobachte, kriegen das natürlich auch die sowjetischen Genossen mit. Gardeleutnant Malyschew sowieso. Der ist ja schon zum x-ten Mal im NVA-Regiment. Nein, ich meine vor allem die Soldaten. Eindrücke von gemeinsamer Ausbildung oder anderen Begegnungen hinterlassen bei ihnen tiefe Spuren. Hodscha meinte: Die NVA-Soldaten strengen sich ebenso an wie er und seine Genossen. Da schenke keiner etwas dem anderen. Das klang aufrichtig und war es auch. Beide Partnerkompanien hatten einmal mehr bewiesen: Wir können aufeinander rechnen, immer, nicht nur, wenn wir gemeinsam Schweiß verlieren. Aber dann ganz besonders.
Fotos: Bernd Schilling



Es begann, wie die „Bonner Rundschau" berichtete, mit einem „Angriff starker Panzerverbände, die vom Westen her über das Rothaargebirge vordrangen". Das Manöver lief unter der Bezeichnung „Standhafte Chatten". „Der Name des Schauspiels war sinnig gewählt", meinte „Die Welt".
Chatten, so wurden die Westgermanen genannt, die vor rund zweitausend Jahren an Fulda, Eder und Lahn lebten. „Sie kennen die Schlachtordnung, wissen aber auch eine günstige Gelegenheit auszunutzen, ohne jedoch den Angriff zu überstürzen", hieß es über sie in den „Mitteilungen an die Presse" des Bonner „Bundesministeriums der Verteidigung". Nun wollten aber wohl die Herren vom Presse- und Informationsstab mit solcher Darstellung der „soldatischen Werte" dieses Stammes der alten Germanen so direkt nun auch wieder nicht in Zusammenhang gebracht werden. Sie meinten, es mache sich wohl besser, den alten Tacitus und seine „Germania" vorzuschieben. Es paßt ja bestens in den Bonner Streifen, wenn es dort hieß: „Die Reiterei pflegt den Sieg durch rasche Vorstöße einzuleiten und sich ebenso schnell wieder zurückzuziehen. Ihre Schnelligkeit ist schreckenerregend, ihr Verharren nicht Zögern, sondern Standhaftigkeit."
Daß das Chatten-Heer ein bißchen sehr oft „rasche Vorstöße" unternahm und dabei in der Angriffsrichtung gar nicht so wählerisch war, wurde von der Hardthöhe an die Presse selbstverständlich nicht mitgeteilt.
Kurzum, unter diesem sinnigen Namen zogen nach arischem Vorbild Mitte September 1977 an die 38 000 Mann mit 9000 Rad- und 3200 Kettenfahrzeugen ins erste der vorjährigen einunddreißig NATO-Herbstmanöver. In unmittelbarer Nähe unserer Staatsgrenze erprobten sie die neue Struktur des BRD-Heeres bei Angriff und Gegenangriff. Und kein Journalist, so stand in der „Stuttgarter Zeitung", hätte den Verlauf dieses Großmanövers der Bundeswehr besser schildern können als der antike Tacitus. „bundeswehr aktuell" machte es militärisch exakter und verkündete: „Konzept der ‚Vorneverteidigung' im Mittelpunkt der größten Gefechts-



Wie die alten CHATTEN

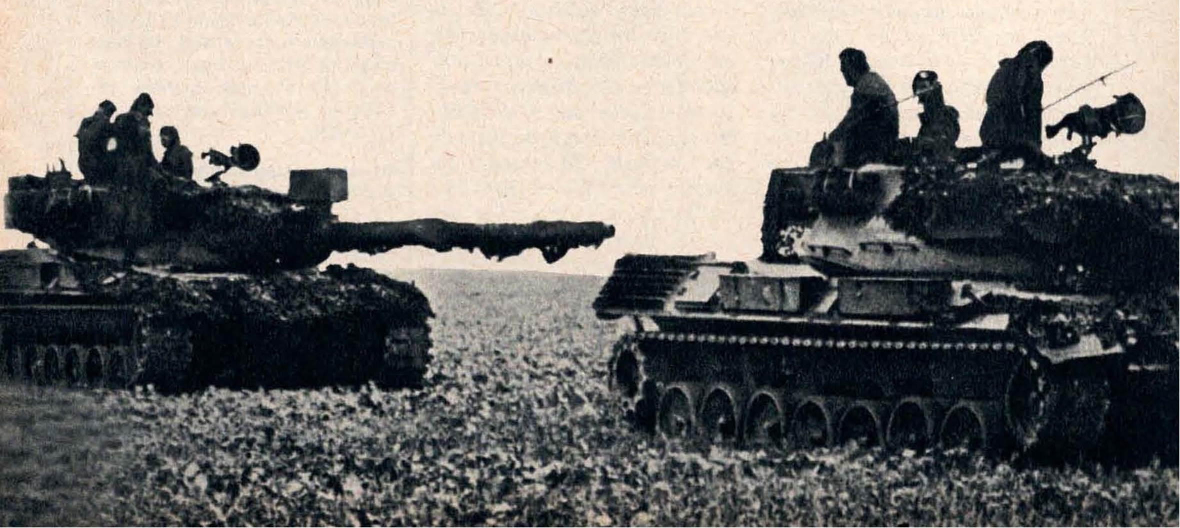
übung des Heeres 1977."
Dabei war man direkt so exakt, die Vorneverteidigung sogar in Anführungsstriche zu setzen. Denn in offiziellen NATO-Dokumenten wird die Sache ja ohnehin forward strategy genannt – Vorwärtsstrategie. Das trifft ihren Kern auch wirklich besser.
Diese „Vorwärtsverteidigung" ist der „Eckpfeiler" der in der NATO-Direktive MC 14/3 vom 16. Januar 1968 festgelegten Strategie der sogenannten flexiblen Response. Als Voraussetzung dafür sollte vor allem die Bereitschaft der in Zentraleuropa und im Bereich der Ostseezugänge stationierten Streitkräfte zu überraschenden Aktionen weiter erhöht, die Feuerkraft der Land- und Luftstreitkräfte gesteigert, die Heeresverbände operativ und taktisch beweglicher gemacht und das System der „Territorialverteidigung" zur Sicherung der Operationsfreiheit der Feldverbände in der „rückwärtigen Kampfzone" ausgebaut werden.
Dementsprechend wurden die Landstreitkräfte der BRD 1969/70 umstrukturiert. Nachdem dann die bereits 1955 im NATO-Vertrag vorgesehene Personalstärke von fast 500000 Mann endlich erreicht war und Neuentwicklungen der wichtigsten Waffensysteme vorlagen, ist man zur Zeit dabei, die vierte Heeresstruktur einzuführen. Es ist vorgesehen, die Umstellung bis 1980 abzuschließen.
Sie soll, wie der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant Hildebrandt, mitteilte, „sicherstellen, daß erstmals alle von der NATO geforderten 36 deutschen Brigaden im Frieden präsent sind, das heißt, unabhängig von der Einberufung von Reservisten und damit sofort zur Vorneverteidigung verfügbar. Diese Brigaden sollen der höheren Qualität heutiger Waffensysteme und der zunehmenden Zersiedelung des mitteleuropäischen Geländes Rechnung tragen. Sie verfügen daher über kleinere, aber mehr Verbände und Einheiten. Dies führt zu erhöhter Wendigkeit".
Aber auch zu mehr Feuerkraft. Denn die 82 Panzerbataillone haben danach etwa 650 Kampffahrzeuge mehr im Bestand.

Das entspricht dem zweier Panzerdivisionen. Bei den 67 Panzergrenadier- und Jägerbataillonen steigt die Zahl der Schützenpanzer um 400. Das ist die Ausrüstung einer Panzergrenadierdivision. Die Zahl der Lenkraketensysteme zur Panzerbekämpfung wird auf über 2000 erhöht, das heißt, um etwa 500 Prozent.
„Zur raschen Reaktionsmöglichkeit und Beeinflussung des Gefechts im gesamten Korpsstreifen" erhalten die drei Armeekorps je ein „Heeresfliegerpanzerabwehrregiment", eine Luftlandebrigade, wozu die 1. Luftlandedivision aufgelöst werden soll, und ein Raketenwerferbataillon.
Mit seinen 265000 Mann ist das Feldheer der Bundeswehr vollständig in die Militärorganisation der NATO einbezogen. Es gliedert sich in drei Armeekorps mit 12 Divisionen. Die setzen sich wiederum aus insgesamt 16 Panzerbrigaden mit je 3100 Mann, 17 Panzergrenadier- und Jägerbrigaden mit je 3900 Mann und 3 Luftlandebrigaden mit je 2300 Mann zusammen.
„Im Rahmen der Heeresstruktur 4 soll", wie Hildebrandt weiter erklärte, „auch die Heimatschutztruppe durch einen höheren Grad der Mechanisierung, durch Ausstattung mit schweren Waffen und durch vermehrtes Zusammenfassen in Verbänden an Schlagkraft gewinnen." Damit sollen die „Verfügungstruppen" des Territorialheeres, so war anderen Veröffentlichungen zu entnehmen, neben der „Sicherstellung der Operationsfreiheit für die alliierten Streitkräfte" verstärkt befähigt werden, „in kritischen Lagen auch die zur Vorneverteidigung eingesetzten Truppenteile des Heeres unterstützen" zu können.
Da das Territorialheer allein der „nationalen Befehlsgewalt" der BRD-Regierung unterstellt ist, erhöht sich mit dem Ausbau seiner Schlagkraft auch die Möglichkeit und damit die Gefahr „innerdeutscher" Aktionen gegen die DDR.
Im Territorialheer, dessen Auffüllung auf Kriegsstärke durch Mobilmachung erfolgt, dienen zur Zeit etwa 65000 Mann. Seine Kampftruppe wird gebildet durch insgesamt 6 sogenannte Heimatschutzkommandos, deren Gefechtsstärke 8000 Mann beträgt, 30 Jägerbataillone und 300 Sicherungskompanien.
Alles in allem zählt das BRD-Heer 340000 Mann. Es stellt damit mehr als die Hälfte der NATO-Landstreitkräfte in Mitteleuropa.
Mit dem Übergang zur „Brigade 80" soll die „Mann-effektivität pro Waffe" nicht nur durch eine neue Struktur erhöht werden. Man will damit auch die Kampfeigenschaften der neuen Waffensysteme wie des Panzers „Leopard", des Schützenpanzers „Marder" und der Lenkraketen zur Panzerbekämpfung „wirkungsvoller" ausnutzen.
Im Vordergrund steht dabei das „Panzer-Konzept", mit dem sich die BRD-Militärs an der Kriegführung der faschistischen Wehrmacht und der Aggressionsarmee Israels orientieren. Kampfpanzer stellen für sie „die stärkste, bewegliche Waffe" dar.
Deshalb wurden die Panzer des älteren amerikanischen Typs M 48 A2 in den letzten Jahren durch 2500 „Leopard 1" größtenteils ersetzt. Bis 1986 werden vor allem in 14 Panzerbrigaden 1800 „Leopard 2" eingeführt. Dieser Panzer ist mit einer 120-mm-Glattrohrkanone ausgerüstet, verfügt über einen 1500-PS-Motor, mit dem er eine Höchstgeschwindigkeit von 70 km/h erreichen soll, besitzt zum Schutz der vierköpfigen Besatzung eine Schottenpanzerung.
Nach Angaben des Heeresinspekteurs Hildebrandt bildet „der Kampf gegen gepanzerte Kräfte in den konzeptionellen Vorstellungen des Heeres ein zentrales Thema". So werden



die Panzergrenadier-, Fallschirmjäger-, Jäger- und Gebirgsjägerbrigaden mit dem tragbaren Lenkraketensystem MILAN ausgerüstet. Es soll künftig auch auf dem Schützenpanzer „Marder" montiert werden. Bereits in der Truppe befindet sich das System TOW. Als Transportmittel dient der luftlandefähige Kraftkarren.
Die 350 Raketenjagdpanzer werden auf das System HOT umgestellt. Mit 6 HOT bestückt, werden 168 Helikopter des Typs B 105 dann als PAH-1 die Bewaffnung der Hubschrauberregimenter bei den Armeekorps bilden.
Große Anstrengungen werden ebenfalls unternommen, um neue Artilleriewaffen zu entwickeln. Nachdem die amerikanische operativ-taktische Rakete „Lance" eingeführt wurde, die konventionelle und nukleare Gefechtsköpfe über eine Entfernung von 120 km tragen kann, befinden sich die Feldhaubitze 70, die Panzerhaubitze 70 und ein 280-mm-Mehrfachraketenwerfer sowie neue Arten von Munition in der Erprobung, die eine größere Durchschlagskraft und höhere Zielgenauigkeit besitzen soll.
Schließlich wird auch großes Augenmerk darauf gelegt, die „Fähigkeit, mit eigenen Mitteln die dritte Dimension für Führungs-, Transport- und Kampfaufgaben zu nutzen", auch in der Luft beweglicher zu werden.
Zu einer regelrechten „Leber-Doktrin" wurde bei all dem das Trachten nach sogenannten Präzisionswaffen in der Art der „Wunderwaffen"-Manie der Faschisten. Mit ihnen soll eine „neue Zerstörungsqualität" erreicht werden. Und offensichtlich erscheint gewissen Kreisen in der BRD da die Neutronenwaffe als das Größte auf dem Gebiet der „taktischen Kampffeldwaffen".
Jedenfalls wird, so war der BRD-Presse zu entnehmen, die größte Teilstreitkraft der Bundeswehr nach der Indienststellung neuer Waffensysteme, der Einführung eines anderen Mobilmachungsverfahrens und weiterentwickelter Führungsmethoden ein „neues Gesicht" haben. Und sie soll in der Lage sein, „aus dem Stand" zu kämpfen. Dabei ist geplant, „so viel Feuerkraft wie möglich so schnell wie möglich an den Gegner zu bringen". Denn das eigentliche Ziel der „Vorneverteidigung" besteht, wie es in einem der „Weißbücher" der BRD-Regierung heißt, in der „Wiederherstellung der territorialen Integrität, das bedeutet Rückgewinnung verlorener Gebiete".
Daß dabei weniger in taktischen, sondern vielmehr in strategischen Maßstäben gedacht wird, beweist das Urteil des Karlsruher Verfassungsgerichts zum Grundlagenvertrag zwischen der DDR und der BRD, beweisen auch die Äußerungen maßgeblicher BRD-Politiker zur „Lösung der deutschen Frage". „Wenn es nach mir ginge, hätte die Verteidigung an der Weichsel zu beginnen", zitierte am 5. September 1977 die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" Zbigniew Brzezinski, den Vorsitzenden des „Nationalen Sicherheitsrates" der USA.
Und dieses Konzept stand im „Mittelpunkt der größten Gefechtsübung des Heeres 1977". Es wurde dabei trainiert, „mit wendigeren Einheiten zur geballten Kraft zu kommen". So, wie die alten Chatten „den Sieg durch rasche Vorstöße" einzuleiten pflegten. Jene arischen Vorbilder der Bundeswehr, die laut „Mitteilungen an die Presse" erst dann glaubten, „den Preis für ihr Dasein bezahlt zu haben und des Vaterlandes und ihrer Ahnen würdig zu sein", wenn sie „einen Feind besiegt" hatten.
Übrigens wurde in der Gegend, in der sie vor zweitausend Jahren lebten, am 7. Oktober 1920 ein gewisser Georg Leber geboren. Aber das kann vielleicht wirklich nur ein Zufall sein.

Hauptmann K.-H. Melzer





Das wildeste Börsenspiel

Mindestens 106 neue Systeme von Waffen und anderer militärischer Ausrüstung sollen, wie aus einer Veröffentlichung des Pentagon hervorgeht, bis 1982 für die US-Streitkräfte angeschafft werden. Im Vordergrund dabei stehen neben der „Cruise Missile" weitere 21 Typen von Raketen für alle Teilstreitkräfte, die Neutronenwaffe, 26 Typen von Militärflugzeugen und ein neues Marineprogramm. Deshalb ist für den Zeitraum 1976 bis 1982 im Beschaffungsbereich eine Steigerung der Ausgaben auf 250 Prozent geplant. Allerdings wurden für 1978 anstelle der ursprünglich vorgesehenen 32 bereits 36 Milliarden Dollar bewilligt. Großes Interesse zeigten die Rüstungskonzerne der USA auch für die 25 Milliarden Dollar, die anfangs für den Bau des strategischen Bombers B-1 vorgesehen waren und nach der vorläufigen Einstellung seiner Serienproduktion nun für andere Waffenkäufe verwendet werden sollen. Hauptkonkurrenten dabei sind die größten Auftragnehmer des Pentagon – die Konzerne General Dynamics, Boeing, Lockheed und McDonnel-Douglas. So bemühen sich zum Beispiel General Dynamics und Boeing um einen Milliardenauftrag für die Produktion von Flügelraketen. Der Boeing-Konzern, der mit dem Kriegsministerium bereits Verträge über eine Milliarde Dollar abgeschlossen hat, versucht darüber hinaus, an das Pentagon eine Version der Boeing 747 (Foto oben) als fliegende Startrampe für die „Cruise Missile" zu verkaufen. Lockheed bietet für denselben Zweck sein Flugzeug C-5 an. Die Lage im Rüstungsgeschäft der USA schätzte die amerikanische Zeitschrift „Business Week" so ein: „Unter den Waffenkäufern aus dem Pentagon herrscht das wildeste Börsenspiel der letzten, möglicherweise der letzten 10 Jahre. In ihren Taschen klingelt gegenwärtig mehr Bargeld als zu einem x-beliebigen Zeitpunkt nach 1970, als die erweiterten Anstrengungen in Vietnam ihr Maximum erreicht hatten."

Aus 3 Flottillen – der 1. und der 2. sowie einer Stabs- und Ausbildungsflottille – und aus einer Küstenjägerhundertschaft setzt sich zur Zeit der Bundesgrenzschutz-See der BRD zusammen. Jede Flottille verfügt über vier schnelle Patrouillenboote (210 ts, 30 Knoten, zwei 40-mm-Kanonen, 24 Mann Besatzung). In der Küstenjägerhundertschaft sind zwei Aufklärungszüge mit je sechs gepanzerten Sonderwagen und ein Luftlandejägerzug mit drei Hubschraubern zusammengefaßt.

Japan will in den nächsten zehn Jahren 45 U-Boot-Jagd-Hubschrauber des Typs Lockheed P-3C „Orion" erwerben. Damit würden dann die japanischen Streitkräfte über 80 Helikopter zur U-Boot-Jagd verfügen. Eine mit P-3B bezeichnete Version wird auch in Australien, Norwegen und Neuseeland geflogen, die P-3F fliegt bei den Streitkräften des Iran.

Sechsmal so groß wie in den zwei Jahrzehnten von 1950 bis 1969 sind gegenwärtig allein in einem Jahr die Waffenlieferungen der USA in die Länder am Persischen Golf. An der Spitze der Käufer von USA-Kriegsmaterial stehen einer Veröffentlichung des Magazins „Newsweek" zufolge Saudi-Arabien und der Iran.

204 Kampfflugzeuge des Typs F-16B will die US-Luftwaffe in Dienst stellen. Weitere 90 dieser Maschinen sollen Belgien, Dänemark, die Niederlande, Norwegen und der Iran erhalten. Die als zweisitzige Trainer-Version ausgelegte Maschine soll aber nicht nur als Schulflugzeug, sondern auch zu Spezialaufgaben eingesetzt werden. Als Beispiel wird die Bekämpfung feindlicher Flugabwehr angegeben, bei der ein zweiter Mann als Kampfbeobachter benötigt wird. Bei ihren ersten Erprobungsflügen erreichte die F-16B bei einer Flughöhe von 10 000 m eine Geschwindigkeit von 1,2 Mach.

Rüstungsausgaben pro Kopf der Bevölkerung (in US-Dollar)

Land	1972	1975	1976
USA	380	432	460
BRD	174	264	314
Frankreich	139	244	261
Norwegen	126	219	234
Groß-britannien	143	200	209
Belgien	102	193	206

Drei Fregatten für die dänische Marine werden seit Ende des vergangenen Jahres auf einer Werft in Aalborg gebaut. Die Schiffe sollen mit einer 76-mm-OTO-Melara-Kompaktkanone auf dem Vorderschiff, zwei Vierergruppen für „Harpoon"-Schiff-Luft-Raketen sowie einer Achtfach-Startergruppe für Schiff-Luft-Raketen „Sea Sparrow" auf dem Achterschiff bewaffnet werden.

In Israel entwickelte die Firma Soltan Ltd. einen 155-mm-Panzerhaubitzturm. Die Waffenanlage mit der Bezeichnung M-72 wiegt an die 14 t. Sie kann auf das Fahrgestell eines jeden mittleren Panzers montiert weden. Die 155-mm-Haubitze soll dieselben ballistischen Eigenschaften wie die Feldhaubitze 70 haben. Ihr Höhenrichtbereich liegt zwischen —3 und +65 Grad.

Frauen machen sechs Prozent der Gesamtstärke des 2,1-Millionen-Mann-Heeres der USA aus. Bis 1982 sollen es sieben Prozent sein. In der Marine dienen gegenwärtig 26000 und im Heer 44000. Sie werden in 384 von insgesamt 419 militärischen Verwendungsmöglichkeiten ausgebildet. So wurden z. 8. beim NATO-Manöver „Reforger 77" 500 weibliche GIs aus den USA in den Süden der BRD eingeflogen (Foto). Bei dieser Kriegsübung warfen sie, wie die BRD-Presse berichtete, auch „Handgranaten und feuerten mit Maschinenpistolen". Frauen betrachtet das Pentagon nach der 1973 erfolgten Umstellung der US-Streitkräfte auf eine Berufsarmee als „lebensnotwendige Personalreserve".



Auf 170 Milliarden D-Mark belaufen sich die Aufträge, die die Bundeswehr von 1955 bis Ende 1976 an Industrie und Handel vergeben hat. Mehr als zwei Drittel davon gingen an BRD-Firmen.

Die „Dreadnought", Großbritanniens erstes Atom-U-Boot, ist nach längerer Überholung zur Flotte zurückgekehrt. Das 1963 in Dienst gestellte Schiff verfügt über sechzehn „Polaris"-Raketen. Es bildet mit vier weiteren der „Resolution"-Klasse den Kern der britischen Marine. Erst vor kurzem hatte es jedoch im Parlament Stimmen gegeben, die die Stillegung der U-Boot-Flottille gefordert hatten, um Kosten zu sparen.

Der Granatwerfer 40 mm XM 174, der bereits bei der Marine und dem Marinekorps der US-Streitkräfte in Dienst gestellt wurde, ist einem Truppenversuch unterzogen worden. Er ist in der Lage, auf Grund einer automatischen Abfeuerungseinrichtung etwa 300 Schuß in der Minute abzugeben. Der Werfer kann entweder von einem Dreibein, vom Fahrzeug oder auch aus der Hand abgefeuert werden. Die Reichweite beträgt 400 m.



In einem Satz

Für 5,5 Millionen Dollar Geschütze, Raketen, Maschinengewehre, Munition und anderes Kriegsmaterial hat die BRD-Waffenhandelsfirma Merex an Saudi-Arabien verkauft.

Aus Fiberglas sind die Rotorblätter, mit denen jetzt nach Abschluß eines Testflugprogramms die Hubschrauber des Typs Boeing Vertol H-46 „Sea Knight" ausgestattet werden sollen.

Die Marine des Iran läßt auf der britischen Swan-Hunter-Werft ein 33000-t-Versorgungsschiff bauen, das den Namen „Kharg" erhalten soll.

Der Eintritt für das mobile Truppenkino kostet den Bundeswehrsoldaten 2,50 DM seines Solds.

Ausgeliefert wurden die ersten der insgesamt 40 von der Türkei in den USA gekauften Kampfflugzeuge des Typs „Phantom" F-4.

Einen Knicklader mit der Typenbezeichnung SL-25, der u. a. einen Wendekreisdurchmesser von 15,4 m besitzt und eine Straßengeschwindigkeit von 50 km/h entwickelt, erhielten die Pioniere der BRD-Luftwaffe für die Startbahn-Schnellinstandsetzung.

439 Hubschrauber zum Gerätestückpreis von 1,85 Millionen Mark soll das Bundeswehr-Heer in nächster Zeit für Verbindungsaufgaben und zur Panzerbekämpfung erhalten.

Fast jeder zweite BRD-Bürger ist von der antikommunistischen Propaganda der imperialistischen Massenmedien so stark beeinflußt, daß er, wie eine Umfrage des Allensbacher Instituts für Demoskopie ergab, sich von der Sowjetunion ernsthaft bedroht fühlt.



Sie hat nichts von dem altehrwürdigen Glanz jener Schulen, deren fern zurückliegendes Gründungsjahr allein dir schon einen ordentlichen Respekt abnötigt. Nein, diese hier zeigt sich dem Besucher ganz anders. Zwar atmet auch sie Tradition, versteht sich als ein Sachwalter des revolutionären militärischen Erbes, aber ihre Heimstatt ist so jung (nämlich zehn Jahre) und modern wie sie selbst: die Offiziershochschule „Lajos Kossuth" der Ungarischen Volksarmee. Wenn du mit dem Auto die paar Kilometerchen von Budapest entlang der Donau hinauf bis Szentendre gerollt bist, hast du's schon geschafft – gastfreundlich nimmt dich die Hochschule in Empfang, denn du bist angemeldet.
Dies soll also ein militärisches Objekt sein? Es ist eins, wie du dich bald überzeugen wirst, auch wenn die weitläufigen Rasenanlagen, die zahlreichen schattenspendenden Bäume und die gepflegten Blumenrabatten keineswegs mit deinen Vorstellungen von einer Kaserne korrespondieren.
Du wirst herumgeführt, und früher oder später gelangt der ausgedehnte Sportkomplex ins Blickfeld und damit auch dein Besuchsthema. Geschäftig-sportliches Treiben von einem Ende des hochschuleigenen Stadions bis zum anderen. Inmitten der hüpfenden, laufenden, turnenden jungen Burschen erspähst du einen ebenso leichtbehosten wie leichtfüßigen Herrn. Nicht mehr ganz jung, nicht mehr ganz schlank. Wie er sich freilich im Stadionrund produziert, läßt er Jahre und Kilogramm vergessen, da macht er den eifrigen Hüpfern allemal noch etwas vor – wie man's oben am Barren sieht. Und das nicht nur heute, wie du zunächst ketzerisch vermutest, als „Schauturnen" für die AR-Reporterin, sondern alle Tage. Denn was sich da um ihn herum tummelt, sind seine sportlichen Zöglinge, und der nicht mehr ganz junge Genosse ist ein Professor, hat den Dienstgrad Oberstleutnant, leitet den Lehrstuhl Sport an der Offiziershochschule und heißt

Des Professors Schützlinge



Gusztav Nagy. Wegen seiner verantwortlichen Funktion braucht der 47jährige Sportprofessor im Jahr nur 40 Stunden praktischen Sportunterricht zu geben – du nickst verständig zu dieser Information. Und staunst Bauklötzer, wenn man dir zu diesem Soll auch das Ist mitteilt: 200 bis 250 Stunden. Das kann nur einer, der mit Leib und Seele Sportsmann ist, den der Sport jung erhalten hat. Und das ist beim Professor nun mal der Fall.

Seine liebsten „Kinder" sind seit zwei Jahren, konkret seit dem Herbst 1975, die Soldaten, die hier zu Sportunteroffizieren ausgebildet werden. Das erfährst du schon vom Professor selbst, bei einem Schluck des unvermeidlichen Dupla, der dein Herz auf Touren bringt. Auf Touren kommt auch Professor Nagy – an seiner Seite jagst du bald quer durchs Gelände und lernst in kürzester Frist die Sportausbildungsstätten kennen. Da ist die Sporthalle: Sie bietet Möglichkeiten für Geräteturnen und Krafttraining, für Tennis, Basket-, Hand- und Volleyball. Im Winter können hier bis zu drei Klassen ihren Unterricht absolvieren, ohne sich gegenseitig zu behelligen. Hier finden auch Wettkämpfe der Sektionen statt, und von den Tribünen können 500 Zuschauer ihre Mannschaften anfeuern. Die Sturmbahn: 200 Meter lang, ist sie für drei unterschiedliche Ausbildungsprofile ausgelegt; für die Waffengattung „Panzer" z. B. überwiegen die Sprungelemente – die Genossen, so denkst du vertrauensvoll, werden sich dabei sicherlich etwas gedacht haben. Das Stadion: Von vielen anderen Sportplätzen unterscheidet es sich vor allem durch den sattgrünen Rasenteppich, auf den sich der Genosse Professor in diesem Moment hinüberschwingt, um bald darauf an der Spitze seiner Schützlinge um das weite Oval zu spurten.

Da stehst du nun und bist dankbar, daß dich der Oberstleutnant István Matuszka, Stellvertreter des Kommandeurs für politische Arbeit, sozusagen nahtlos übernimmt. Er

murmelt etwas von den Pflichten, die Oberstleutnant Nagy jetzt wieder zu den Seinen zögen, und deckt dich reichlich mit den gewünschten Informationen ein. Zu Hause, nach Sichtung deiner Notizen, wirst du zusammenfassen: Jüngster Sproß der Offiziershochschule (und bisher einziges Beispiel in der Ungarischen Volksarmee) ist die Ausbildung von Sportunteroffizieren. Mit den Zeugnissen als Trainer und Kampfrichter der 2. Klasse in der Tasche sollen sie nach zweijährigem Studium in ihren künftigen Einheiten die Arbeit der Sportoffiziere unterstützen. Sie zeichnen dann u. a. verantwortlich für Frühsport und MKE, sollen darauf achten, daß die sportliche Freizeitbetätigung sich nicht im Fußballspiel erschöpft, und sie trainieren Unsportliche außerplanmäßig. Schließlich können sie auch im zivilen Bereich als Trainer fungieren – soweit es die Zeit erlaubt. Ihr Abschluß an der OHS berechtigt sie jedenfalls auch dazu...

Zunächst aber müssen sie sich freilich für das Studium bewerben, was mindestens den Facharbeiterabschluß und gute sportliche Fähigkeiten voraussetzt. Eine Aufnahmeprüfung in verschiedenen sportlichen Disziplinen, ungarischer Geschichte, Physik, Mathematik und anderen Fächern ist die nächste Hürde. Und dann geht's eigentlich erst richtig los. Einen Monat lang harte militärische Grundausbildung als „Vorspann" für jährlich 2400 Stunden Unterricht, davon ein Drittel theoretischen und zwei Drittel praktischen Inhalts. Von den 44 Lehrfächern gehören 23 dem Sport, eingeschlossen Sportpädagogik, Sportmedizin und Sportpsychologie. Und als „Würze" immer wieder mal einige Prüfungen.

„Leider fallen die theoretischen Prüfungen bisher meist schlechter als die sportlichen aus", sagt Professor Nagy, der plötzlich schwitzend wieder neben euch steht. „Wir bemühen uns gemeinsam mit dem KISZ (Kommunistischen Jugendverband), z. B. durch persönliche Patenschaften, recht bald ein ausgewogenes Verhältnis zu schaffen. Denn als künftige Erzieher junger Soldaten sollen unsere Unteroffiziere ihre Funktion nicht nur mit prächtigem Muskelspiel ausfüllen, sondern auch mit entsprechendem Wissen, psycho-



logischem Einfühlungsvermögen und pädagogischen Fähigkeiten. Und das möglichst schon, wenn sie nach dem ersten Ausbildungsjahr in ihrer künftigen Truppe ein Praktikum absolvieren."
Soweit – so gut. Aber nun möchtest du dich auch mal mit den jungen Männern unterhalten, die sich immer noch auf dem Sportplatz schaffen. Drei von ihnen stellen sich deinen Fragen. Der blonde Ferenc Oláh, der jüngste und einer der besten seines Lehrgangs, gelernter Maschinenschlosser, bezeichnet es als seine erste Aufgabe, in seiner neuen Einheit einen engen Kontakt zum Kommandeur und der KISZ-Leitung herzustellen sowie Verbindungen zu den örtlichen Sportorganisationen zu knüpfen. János Csaba hat jetzt, kurz vor Lehrgangsende, klare Vorstellungen darüber, was er selbst von den Soldaten fordern kann. Er hält es für besonders wichtig, sie für den Sport zu begeistern. Er will mit seinem ganzen Können an der großen Aufgabe mitwirken, gesunde Soldaten zu erziehen. Márton Borszéki, der dritte im Bunde, betont die Wichtigkeit systematischer Körperertüchtigung und ständiger Wettkämpfe: „Ich werde zu einer Einheit zwischen Donau und Theiß kommandiert. Wie wird es dort mit den Konditionsmärschen sein und wie mit dem Schwimmunterricht? Ich möchte einige neue Ideen verwirklichen und dazu auch die Unterstützung der örtlichen Organe gewinnen." Alle drei, so sagen sie dir, haben sich entschlossen, dem Soldatenberuf treu zu bleiben und liebäugeln auch bereits mit einem Hochschulstudium...
Vorstellungen, die von Verantwortungsbewußtsein und Engagement der drei Unteroffiziersschüler zeugen. – Die Arbeit des Professors, das weißt du jetzt, trägt bereits Früchte. Und wenn diese Zeilen gedruckt sind, werden die ersten dreizehn Absolventen, darunter deine drei jungen Freunde, in ihrer Truppe bereits einige Bewährungsproben bestanden haben. Zum Nutzen ihrer Soldaten – da bist du ganz sicher.

Gisela Reimer
Fotos: Kisérie Nagy Ferenc







Grüß von PEPINA

Das bin ich, die Pepina. So nennen mich meine Freunde, die Soldaten. Seit über einem Jahr kennen wir uns. Im vorigen Winter haben sie mich aufgegriffen. Nein, nicht als Grenzverletzer. Mitleid hatten sie mit mir, weil ich so ein richtiges Häuflein Elend war, vor Hunger ganz schwach auf den Läufen.
Die Soldaten räumten mir bei sich ein warmes Eckchen ein. Ging's mir da gut! Um nichts brauchte ich mich zu kümmern. Reichlich Äsung und noch reichlicher die Leckereien. Was die Jungs aber auch so alles aus ihren Taschen brachten! Mir ist das, wie man sieht, sehr gut bekommen. Ehrlich mal, bin ich nicht ein kapitales Persönchen?
Im Frühling allerdings war's mit dem Logis vorbei. Zurück ging's in den Wald. Einen stattlichen Hirsch sollte ich mir suchen. Von Familiengründung war die Rede. Alles ganz menschlich gedacht. Hirschlich gesehen, meine ich, hätte dies noch ein bißchen Zeit gehabt. Naja. Trotzdem, ich freue mich, wenn die Soldaten bei ihrem Streifengang meine Fährte kreuzen. Ich wittere den vertrauten Geruch nach Waffenfett, Lederzeug und der Zigarettensorte „Start" schon lange, bevor sie mich sehen. „Dobri djen, altes Mädchen", sagen sie immer und streicheln zärtlich meine Decke. Letzteres gefällt mir sehr. Aber von wegen „altes Mädchen!" Guten Freunden muß man das aber wohl nachsehen. Oder?
Honzik, der mir der liebste unter den Grenzern ist, kriegt jedenfalls trotzdem immer einen Kuß von mir.
Also dann, schönen Gruß an alle Uniformierten von mir, der Pepina aus dem Böhmerwald.

Fotos: Oldrich Egem





Wolfgang Würfel Soldatenfreizeit, Ätzradierung

60 Originalgrafiken (28 × 39,5cm) können bei der Redaktion per Nachnahme gekauft werden. Einzelpreis 20 Mark.

„Hurra! Er fliegt! Wie ein Vögelchen, wie ein Flugzeug fliegt er!" scheint der kleine Junge zu rufen, der mit großen Schritten auf den Soldaten zuläuft, der einen prachtvollen Drachen gegen den Wind zieht. Seine Arme hat der kleine Mann hochgerissen, die Haare sind vom Wind zerstrubbelt. Jede Bewegung des Körpers drückt Jubel und überschäumende Freude aus.

Wer hat als Kind nicht jene beglückenden Minuten ausgekostet, wenn der selbstgebaute Drachen endlich in die Lüfte stieg. Der Traum vom Fliegen schien erfüllt. Die Finger, die von der Halteschnur geschnitten wurden, sie aber trotzdem fest hielten, verspürten die Kraft des Windes. Der ganze Körper stemmte sich ihm entgegen, um den geliebten Drachen zu halten und höher, immer höher steigen zu lassen.

War der Junge vielleicht noch zu klein, um den Drachen allein zu halten? Geholfen hat ihm ein Soldat. Hatte er gerade eine freie Minute, als er den Jungen sah, der sich mit dem Drachen mühte und nicht zurecht kam? Oder haben sie, der Soldat und der Junge, den Drachen zusammen gebaut, um dann gemeinsam ungeduldig auf die nächste Gelegenheit und auf Wind zu warten, den Himmelsstürmer endlich erproben zu können? Ist es der große Bruder des Kleinen? Oder vergnügen sich hier Vater und Sohn?

Vielfältig sind die Gedankengänge, die Wolfgang Würfel mit der dargestellten Szene des Drachensteigenlassens anregt. Man wird immer wieder bei der Betrachtung der Grafik dazu inspiriert, sich Geschichten auszudenken, den Beziehungen der beiden zueinander und zu den anderen dargestellten Gegenständen nachzuspüren.

In welcher Beziehung steht zum Beispiel der obere Bildteil zum unteren? Oben fliegt ein wirklicher Drache, nicht einer aus Leisten, Kleister und Papier, sondern ein lebendiges Tier, wie wir es aus Märchen kennen. Ein Drache, der in der Form an kostbares chinesisches Porzellan erinnert. Soll darauf hingewiesen werden, daß Drachen zuerst im alten China gebaut wurden? Zur Unterhaltung dienten sie dort nicht nur den Kindern. Drachenkämpfe wurden ausgetragen, wobei versucht wurde, mit der eigenen Schnur die Halteleine des Gegners durchzureiben. Sogar zu kriegerischen Zwecken wurden Drachen genutzt. Im 4. Jahrhundert vor unserer Zeit soll während einer Belagerung ein Drachen einen Beobachter in die Luft gehoben haben. Später kamen sie zur Nachrichtenübermittlung in Einsatz. Nach Europa kam der Drachen im Mittelalter, und erst im 17./18. Jahrhundert wurde er zu einem weitverbreiteten Volksspielzeug.

Welche Bedeutung hat der hochaufgestiegene Freiballon im oberen Bildteil? Wird hier auf die Entwicklung des Fliegens angespielt? Der Wunsch, wie ein Vogel zu fliegen, bewegte die Menschen von jeher. Der Drachen war vielleicht ein erster Versuch, der Ballon eine akzeptable, wenn auch gefährliche Möglichkeit, das Flugzeug endlich die Lösung, den Luftraum zu erobern. Wird hier eine wissenschaftliche Entwicklung angedeutet, auf die Schöpferkraft des Menschen verwiesen? Ist gar der dargestellte Soldat ein Pilot, der im Dienst die Schwerkraft der Erde auf ganz andere Weise überwindet als auf dem Bild, nicht mit Hilfe eines Spielzeuges, sondern vermittels hochmoderner Technik? Das Düsenflugzeug, einen weitgeschwungenen Kondensstreifen hinterlassend, könnte darauf hindeuten.

Wolfgang Würfel läßt dem Betrachter viel freien Raum bei der Interpretation der Grafik. Er selbst sagte in einem Gespräch, daß er keine fertigen Gedanken vorsetzen möchte. Vielschichtige Denkimpulse möchte er geben. Der Betrachter soll entdecken können, sich selbst und seine Umwelt, und er soll neugierig werden, auf bisher Unbekanntes.

Wie gelingt es dem Künstler, eine solche Wirkung zu erzeugen? Die scheinbar wirkliche Szene, die er hier gestaltet – ein Junge und ein Soldat lassen einen Drachen steigen – wird verfremdet mit grafischen Mitteln. Die tief in die Zinkplatte geätzten feinen Linien der Radierung werden im Druck negativ abgebildet. Technisch möglich wird das, indem man die Platte wie bei einem Linolschnitt mit Farbe einwalzt und dann druckt. Das heißt, die herausgeätzten Linien erscheinen hell auf dunklem Grund. Natürlich würden die beiden bei dieser Dunkelheit – der Untergrund ist im Unterschied zum hier wiedergegebenen indigoblau – keinen Drachen steigen lassen. Aber für den Künstler ist hier die Technik ein Mittel, die Realität zu verfremden, Wirkliches und Unwirkliches, Vergangenes und Gegenwärtiges zu kombinieren und dadurch innere Zusammenhänge aufzudecken. Alles Unwesentliche kann weggelassen werden.

Sei zum Schluß noch darauf verwiesen, daß viele Künstler das Motiv des fliegenden Drachens als ein Glückssymbol für Zukünftiges nutzen. In diesem Sinne kann man die Grafik, die für 20 Mark bei der Redaktion per Nachnahme gekauft werden kann, auch als ein Zeichen für ein friedliches, glückliches neues Jahr verstehen.

Sabine Längert

3. Januar 1977, 19.35 Uhr. Im Klubraum der Batterie sitzen Soldaten vor dem Fernseher, andere säubern auf dem Flur ihre Uniform. Der erste Ausbildungstag im neuen Jahr ist vorüber, aber so manchem stecken noch die Feiertage in den Beinen. Da gellen Pfiffe! Alarm! Überprüfung der Gefechtsbereitschaft durch den Stab des Militärbezirks. „Das Jahr fängt ja gut an!" ruft Batteriechef Hauptmann Dietze seinen Offizieren zu. Sekundenschnell überdenkt er die Situation in

Fliegerabwehr-Selbstfahrlafetten-Batterie des Truppenteils „Max Roscher" – Einige Stationen auf ihrem Weg zur „Besten Batterie"

Das Jahr



Der Batteriechef (zweiter v. links) weist die Kommandanten ein

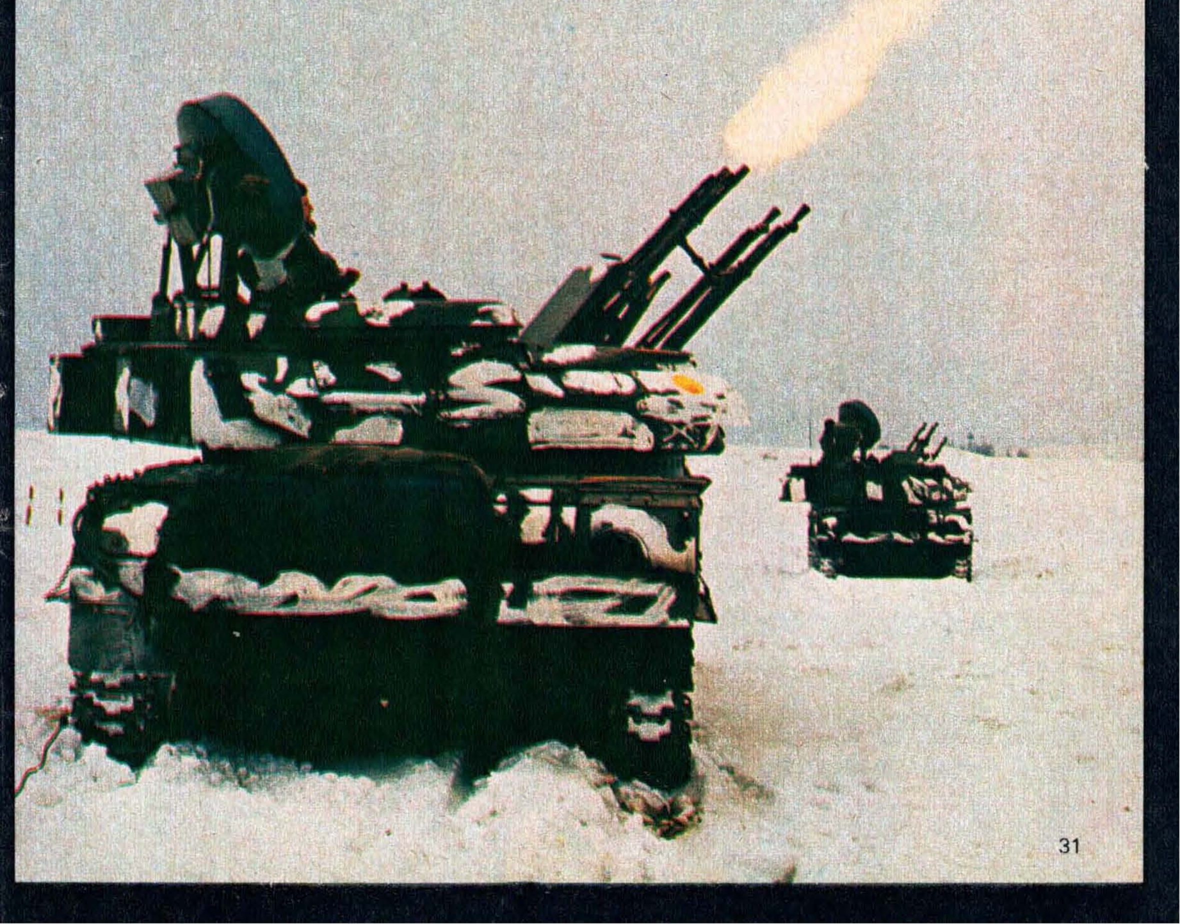
seiner Einheit: Urlauber, Ausgänger, neue Kraftfahrer, neue Funkorter. Es wird happig werden – aber haben wir in den vergangenen Wochen nicht intensiv geübt, damit die Genossen sich gegenseitig ersetzen können? Haben wir nicht von Anfang an eine hohe Qualität in die Ausbildung gelegt?

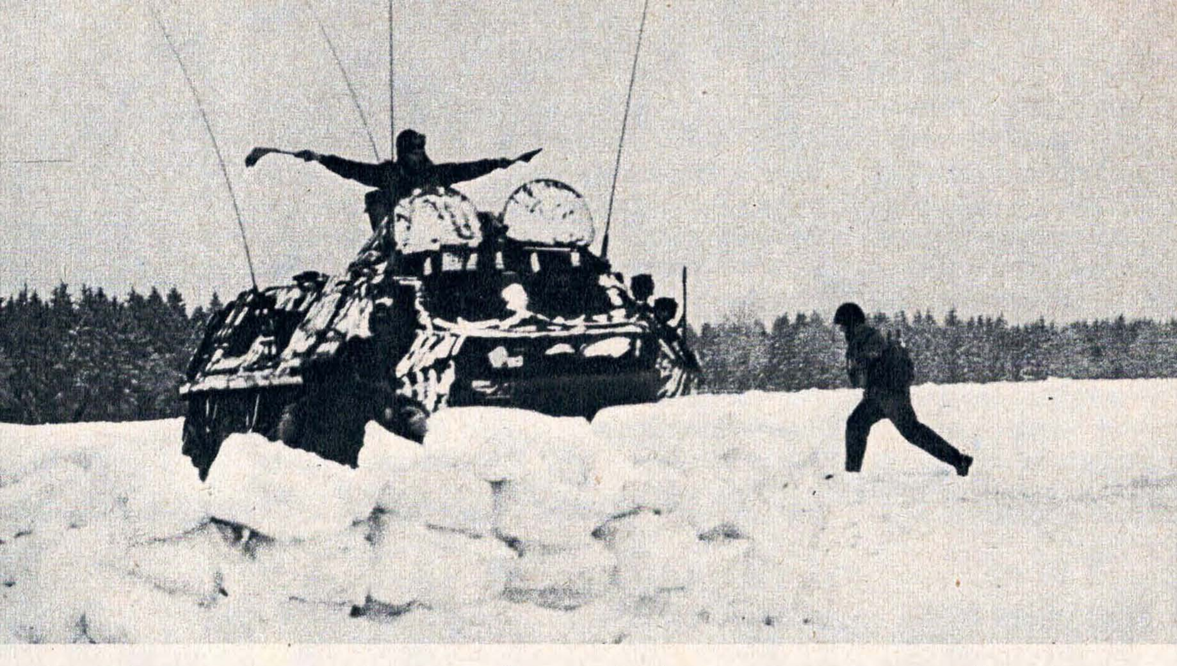
Beim Hinauslaufen blickt er aufs Thermometer. Minus 18 Grad. Und der Schnee einen halben Meter hoch. Die Kontrolloffiziere schenken der Batterie nichts. Aufmunitionieren, Nachtmarsch, Beziehen von Feuerstellungen, Stellungswechsel.

●

Die Stoppuhren laufen ununterbrochen. Trotz der Kälte kommt so mancher ins Schwitzen. Aber keiner läßt sich gehen, auch wenn die Müdigkeit langsam aufkommt. Der Morgen graut schon, als die Besatzungen heimkehren.

fängt ja gut an





„Die Batterie ist einsatzbereit" urteilen die Kontrolloffiziere. „Sie hat den Übergang zum neuen Ausbildungsjahr gut geschafft. Es gab keinen Stillstand, kein Abgleiten." Aber sie verschweigen auch nicht die Mängel: Die Kraftfahrer sind noch unsicher beim Führen der Fahrzeuge, ein LKW blieb stecken. Die Funkorter müssen schneller handeln. Die Feuerkommandos sollten genauer formuliert werden.

Hauptmann Dietze nickt. Er weiß, daß sie sich auch weiterhin tüchtig anstrengen müssen. Schließlich wollen sie die beste Fla-SFL-Batterie des Verbandes werden. Und in zwei Monaten entscheidet sich zum erstenmal, ob der Bestentitel errungen werden kann oder nicht. Dann nämlich ist das Gefechtsschießen.

Im Feldlager, das diesem Höhepunkt vorangeht, fallen die Genossen der Batterie Dietze durch Eifer und Disziplin auf. Länger als die anderen sieht man sie mit Putzlappen und Schraubenschlüssel bei ihren Fahrzeugen. „Die sind doch unser Aushängeschild", meinen sie, „da müssen sie schon tipptopp sein." Pünktlich beginnt die Ausbildung, pünktlich wird sie beendet. Nichts ist mit Campingleben! Die vielen Klassifizierungen, welche die Besatzungen erringen wollen, dulden keinen Aufschub. Da heißt es auch, fernab der Kaserne zu lernen und nochmals zu lernen. Die Batterie ruft die anderen auf, um Bestnoten zu kämpfen, gibt selbst das Beispiel. Von 50 Normüberprüfungen, die über die Zulassung zum Schießen befinden, erfüllt sie eine mit 3, vier mit 2, alle anderen mit 1.

Trotzdem fahren die Besatzungen bedrückt zum Schießplatz. Sie konnten wenig mit realen Luftzielen üben. Das Wetter war nicht günstig. Nur wenige Ziele wurden aufgefaßt, in anderen Jahren waren es Hunderte mehr. „Hoffentlich wird das kein Hornberger Schießen", überlegt der Batteriechef. Ihm ist um das genaue Zusammenspiel in den Besatzungen bange – zweifeln doch viele, ob sie die Aufgaben mangels realer Richtübungen meistern werden.

In dieser Situation reißen die Kommunisten die Batterie vorwärts. „Wir schaffen das!" Kein Zweckoptimismus, sondern genaue Überlegungen, wie die restlichen Stunden genutzt werden können, um verlorenen Boden gutzumachen. Noch haben sie zwei Tage Zeit. Die Parteimitglieder und die Ausbilder beraten, wie auch auf dem Schießplatz zweckmäßig ausgebildet werden kann. Jede Minute wird das Auffassen geübt – von angenommenen und von realen Flugzeugen, die hier über dem Platz mehr anzutreffen sind als über dem Lager. Und als die Nachbarbatterien zum Schießen kommen, richten die „Dietze-SFL" jedesmal mit. Die Besatzungen spielen sich immer besser ein, die anfängliche Skepsis schwindet, die Männer sind zuversichtlicher geworden.

Und doch gibt es einige Schreckminuten, als es ernst wird. Beim Anflug einer Maschine meldet die 1. Besatzung unter Leutnant Jendroszeck Ladehemmung! Ehe sie beseitigt ist, sind Sekunden verloren. So kann das Ziel nur spät aufgefaßt werden, und nicht alle Feuerstöße landen im Zielsektor – Note 2. Die anderen Besatzungen sind treffsicherer. Die 4. Selbstfahrlafette beispielsweise, mit dem Kommandanten Unterfeldwebel Neubert. Schnell faßt sie die Ziele auf, bekämpft sie einwandfrei. „Das viele Trainieren hat sich bezahlt gemacht", schmunzeln die Funkorter. Die Batterie fährt mit der Gesamtnote „Sehr gut" in ihre Garnison zurück.

Am Ende des 1. Ausbildungshalbjahres fühlt ein hoher Stab der Einheit noch einmal auf den Zahn. Abschlußüberprüfungen in verschiedenen Ausbildungsfächern. Fünf Tage lang geht's rund im Gelände. „Jetzt müssen wir auf den Tisch legen, was wir im ersten Halbjahr erreicht haben", appelliert







Das Jahr fängt ja gut an

Im Punkt der Aufmunitionierung werden die Granatpatronen mit einer elektrischen Maschine aufgegurtet (rechts oben) und dann von einem Fahrzeug vor zu den Fla-SFL gebracht (unten).

Genosse Dietze, inzwischen zum Major befördert, an seine Genossen. Und sie enttäuschen ihn nicht – und auch nicht die Kontrolloffiziere. Selbst die erfahrenen Kämpfer denken zwei Wochen vor ihrer Entlassung nicht daran, hier eine gemütliche Tour zu fahren. „Bis zur letzten Stunde sollen die Vorgesetzten sich auf uns verlassen können." Das haben sie versprochen, und ihre Leistungen geben ihnen recht. Der Stab ist mit dem Ausbildungsstand sehr zufrieden. 90 Prozent der Batterieangehörigen haben eine Klassifizierung erreicht, 45 Prozent die Bedingungen für den Bestentitel erfüllt. Das Foto der Batterie und das ihres Chefs ist an der Bestenstraße im Truppenteil zu sehen.
Mit Beginn des 2. Ausbildungshalbjahres kommen junge Soldaten, die Besatzungen und Gruppen formen sich aufs neue. Es beginnt der gleiche Ausbildungszyklus. Wieder beschließt die Batterie ein anspruchsvolles Wettbewerbsprogramm. Der Titel wird erneut anvisiert; diesmal will sie aber noch eins draufgeben, will sie um die Auszeichnung „Beste Batterie" durch den Chef des Militärbezirks kämpfen.
Ein hohes Ziel, geben einige zu bedenken. Aber der Batteriechef hat da so seine Vorsätze: „Es müßte möglich sein, wenn wir

feste Kampfkollektive erziehen und uns jederzeit bemühen, tadellos auszubilden. Mir geht es nicht darum, daß die Ausbildung nur um der Ausbildung willen gemacht wird, sondern hier muß für jeden Genossen ein Gewinn erzielt werden."
Für jedes Ausbildungsfach liegen fertige Konspekte bereit; in Folie gesteckt, sind sie immer wieder verwendbar. So kommen keine unterschiedlichen Auffassungen zustande, wird einheitlich gehandelt, ist alles aufeinander abgestimmt. Beim Training und beim Überprüfen der Normen wirken die Offiziere bei ihren Soldaten und Unteroffizieren mit. „Wir brauchen uns nicht zu blamieren", sagen sie. „Schließlich muß sich einer auf den anderen verlassen können."
So entsteht eine offene, ehrliche Atmosphäre, in der sich jeder müht, dem anderen zu helfen. Da fällt es beispielsweise dem Soldaten Rößler, er ist Brillenträger, schwer, so zu schießen wie seine Kameraden. Unteroffizier Dinsch, der Gruppenführer, nimmt sich seiner an, gibt Kniffe, übt mit ihm intensiv und bringt ihn auf die Note 2. Einige andere meinen, den hohen Ansprüchen im Politunterricht nicht gerecht zu werden. „Was das Tagesgeschehen anbetrifft, wissen wir ja Bescheid, aber vom theoretischen Grundwissen

Das Jahr fängt ja gut an

Während der Luftraum auch mit einem Flakfernrohr beobachtet wird (oberes Foto), hält in der Batterie-Befehlsstelle Soldat Rößler, der Aufklärer (unteres Foto links), die Luftlage auf einer Karte fest.

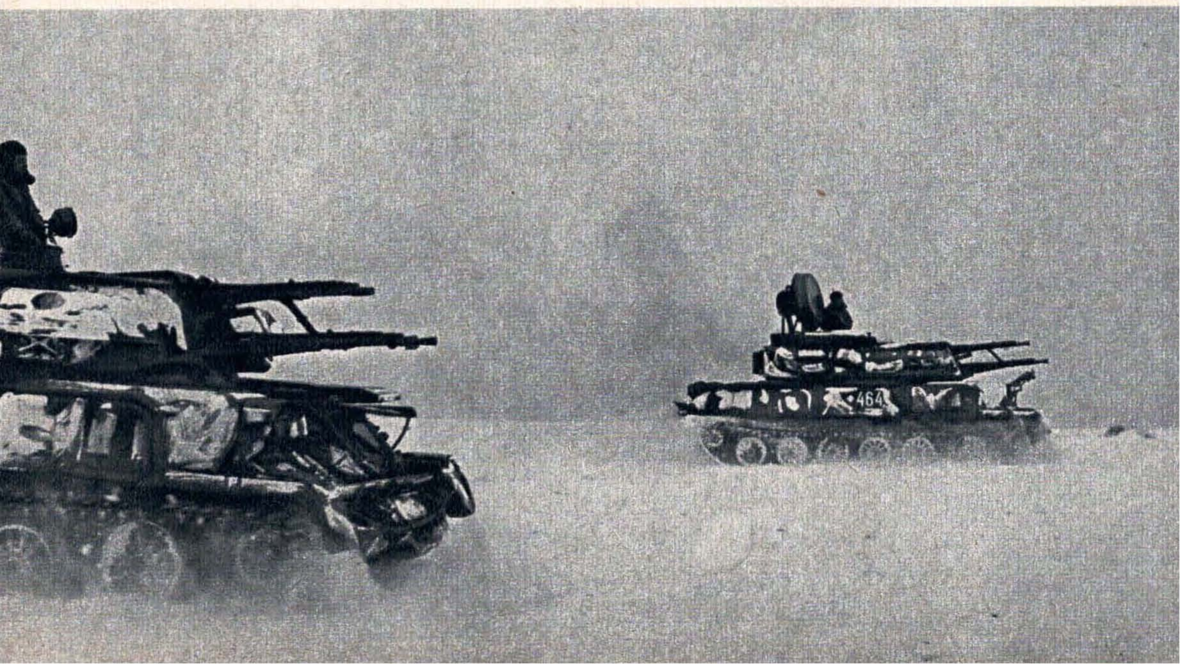






her..." So werden Studiengruppen gebildet, starke mit schwächeren Genossen zusammengesetzt; gemeinsam rücken sie der Literatur zu Leibe. Die Schulungsgruppenleiter bemühen sich, die Stunden interessant zu gestalten. Stets wird die Theorie mit dem aktuellen Weltgeschehen verknüpft, werden Streitgespräche entfacht.
Auf diese Art finden die Neuen bald Anschluß, fügen sie sich schnell in die Kollektive ein. Diese wiederum kommen in wenigen Wochen auf gute Leistungen und schaffen somit günstige Ausgangspunkte für das Feldlager und das Gefechtsschießen, die wieder vor der Tür stehen.
Im Feldlager können sie diesmal mehr auf reale Luftziele richten als im Frühjahr. Die Besatzungen festigen sich von Tag zu Tag, erzielen eine hohe Geschlossenheit. Aber sie spüren, auch die anderen Fla-SFL-Batterien haben inzwischen aufgeholt, die Leistungsdichte ist groß, der Unterschied zwischen den Einheiten minimal. Um so mehr stachelt das die Batterie Dietze an. Sie wollen sich ihre Spitzenposition nicht streitig machen lassen. Bei den Normüberprüfungen bringen sie es fertig, noch besser dazustehen als im Frühjahr. Kein „Befriedigend" mehr, dafür 46mal „Sehr gut"! Wenn das kein gutes Zeichen ist!
Das erste Training auf dem Schießplatz dämpft die Gemüter. Starke meteorologische Störungen verzerren auf den Bildschirmen der Funkmeßgeräte die Konturen, sehr schwierig nur und mit großen Anstrengungen können die Ziele geortet werden. Den Funkortern ist nicht wohl unter der Haut, sie ahnen Böses für das reale Schießen.
Doch als es so weit ist, normalisiert sich das Wetter. Und als ob sie sich dafür bedanken wollte, legt die Batterie Dietze fünf einwandfreie Schießen hin. Selbst die 1. Besatzung tilgt ihren kleinen schwarzen Fleck vom Frühjahrsschießen und zählt zu den besten der Einheit. Genaue Kommandos, genaues Auffassen, genaues Richten. Eine Besatzung möchte die andere übertrumpfen. Beim Hubschrauberschießen – hier heißt es während der Fahrt kurz anzuhalten und zwei auftauchende Scheiben innerhalb von Sekunden zu bekämpfen – sieht der Zug von Oberleutnant Graubner, wie die Nachbarbatterie 12 Treffer vorlegt. „Das muß uns auch gelingen!" spornen sich die Genossen an. Das ist kein blinder Eifer, kein Gefühl des Trefferrausches, sondern Kenntnis über das eigene Können, Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, denen eine solide Ausbildung zugrunde liegt. Sie beobachten gewissenhaft und ruhig, stellen die Werte haargenau ein, feuern im richtigen Moment. Die Trefferaufnahme ergibt 13 Einschläge.
Die große Prüfung des Ausbildungshalbjahres wurde ausgezeichnet bestanden. Könnte die Batterie jetzt nicht einen Pflock in der Ausbildung zurückstecken? Aber von Ruhepausen will der Batteriechef gar nichts hören. Schließlich müssen sie zu jeder Stunde gefechtsbereit sein, wollen sie den Bestentitel – und da wird erst zum Schluß abgerechnet. Also: Hohe Anforderungen nach wie vor. Auch wenn die folgenden Monate arm an solchen Bewährungsproben wie dem Gefechtsschießen sind. Im Einerlei der tagtäglichen Ausbildung lassen die Besatzungen und Gruppen keine Zügel locker. Und so braucht die Batterie auch eine Überprüfung vom Kommando der Landstreitkräfte nicht zu scheuen, die wenige Tage vor Ende des Ausbildungsjahres beginnt. Die Kontrollkommission bestätigt das vortreffliche Niveau in der Einheit. Der Bestentitel ist zu recht anerkannt worden.
„Das Jahr fängt ja gut an", rief Major Dietze zweideutig im Januar aus. Er hatte allen Grund, am Jahresschluß zu sagen: „... und es endete ausgezeichnet!"

Oberstleutnant Horst Spickereit
Fotos: Manfred Uhlenhut



Jaroslaw Smeljakow

Rußlands liebe schöne Frauen

Im Strahlenkreis der Theaterrampe
erlischt Jung-Julias Lebenslampe.

Vor festlichen Sitzreihen und Galerien
welkt Ophelias zarte Stimme dahin.

Desdemona im Dunstreich der Dogen
erschüttert sterbend Parkett und Logen.

Aschenbrödel in ultramarinblauem Glanz
vollführt im Ballett den ergreifenden Tanz.

Doch euch, unsre Schwestern, müßt es betrüben:
wir haben von euch kein Poem noch geschrieben.

In Schützengräben, ernst, unerschrocken,
preßtet ihr Stahlhelme auf eure Locken.

Nicht in Prunkgärten, nein, im Ural halft ihr roden
und düngtet mit Asche den dürftigen Boden.

Auf Feldbahren, im Sanitätszelt indessen
starben Rußlands tapfre Prinzessen.

Daneben schwieg in staatsdienstlicher Trauer
die MG-Mannschaft als eherne Mauer.

Dann ging der durchschwitzte Feldkittel zur Ruh;
ihr trugt wieder eure alten Blusen und Schuh.

Nicht lang mehr sollt ihr euch ärmlich bescheiden,
wir wolln euch in Seide und Pelze kleiden.

Wir wolln euch wahre Paläste bauen,
ihr, Rußlands liebe und schöne Frauen.

Und auch die Poeme werden geschrieben –
in welchen wir euch bewundern
und lieben.

Deutsche Nachdichtung von Hugo Huppert





Ich habe mich bereits in der neunten Klasse für die Laufbahn eines Berufsoffiziers entschieden. Jetzt bin ich in der Berufsausbildung. Im Sommer habe ich ein Mädchen kennengelernt, das ich nicht verlieren möchte. Wir verstehen uns sehr gut, bis auf eine Sache: Sie möchte nicht, daß ich „lebenslänglich zur Fahne" gehe. Nun, ich habe ihr erklärt, daß das keine Fahne ist und sich auch sonst sehr vom Grundwehrdienst unterscheidet. Ich habe sie soweit von der Sache überzeugen können, daß sie im Grunde dafür ist, aber warum soll gerade ich ... Seitdem ist etwas zwischen uns. Kann ich nicht auch im zivilen Leben mithelfen, daß der Frieden sicherer wird? Ist denn das Mädchen benachteiligt, wenn der Mann Offizier ist? Bin ich denn als solcher nicht „frei"?



Diesen Leserbrief von Andreas aus Radebeul veröffentlichten wir in unserem Augustheft und gaben seine Fragen an Sie, werte Leser, weiter. Sie schrieben uns sehr fleißig Ihre Meinung. Einige davon haben wir stellvertretend für alle ausgewählt.

Verlangt volle Bereitschaft

Ich bin 21 Jahre alt, seit einem Jahr glücklich verheiratet, mein Mann beendet 1979 sein Studium an der OHS. Auch mir mußte erst klar werden, daß der Beruf in den Reihen der NVA nicht mit dem Beruf im zivilen Leben zu vergleichen ist. Er verlangt den ganzen Menschen und seine Einsatzbereitschaft zu jeder Tages- und Nachtzeit. Allein, Andreas, schaffst Du es nicht. Aber wenn Du wirklich ernsthaft diesen schönen Beruf erlernen möchtest, mußt Du Deinem Mädchen erklären, daß es gerade auf Dich, den einzelnen, ankommt.
Elke Bünger, Börtewitz



Wer, wenn nicht Du?

Besonders stach mir die Ansicht Deiner Freundin ins Auge: „Warum sollst gerade Du . . ." Ist das nicht eine sehr bequeme Einstellung? Ich sehe ja alles ein, bis zur Grenze, wo es mich persönlich betrifft. Mein Mann ist auch Offiziersschüler. Zugegeben – leicht ist die Zeit der Trennung nicht. Sie bringt viele Probleme mit sich und setzt Verständnis und Vertrauen beider Partner voraus.
Claudia Kranzig, Cottbus

Freiheit ist Einsicht

Der Entschluß, die Laufbahn eines Berufsoffiziers einzuschlagen, hat prinzipiell mit Unfreiheit nichts zu tun. Freiheit ist Einsicht in die Notwendigkeit, und gerade diese Notwendigkeit diktiert uns Berufssoldaten, den Frieden und damit das ganze zivile Leben militärisch abzusichern. Sicher hat jeder Beruf Vor- und Nachteile. Einer der Nachteile heißt für uns Unterordnung der privaten unter die gesellschaftlichen Bedürfnisse. Wenn dieses Grundproblem beiden bekannt ist, sie sich verstehen und in allen Situationen sich unterstützen, dann kann von einer Benachteiligung des Mädchens oder der Unfreiheit des Mannes keine Rede sein.
Kapitänleutnant
Andreas Junghanns



Aktuelles Problem

Mit diesem Problem sind heute sehr viel junge Menschen konfrontiert. Es ist klar, daß der Beruf des Offiziers viele zusätzliche Pflichten mit sich bringt, die in zivilen Berufen nicht auftreten. Sei es das Tragen der Uniform, sei es die ständige Einsatzbereitschaft, sei es die Anforderung an ein hohes Bewußtsein gegenüber dem Staat.
Zimmerkollektiv 11 der BBS Klueß



dann nicht frei?

Liebe zur Arbeit

Auch ich bin die Frau eines Armeeangehörigen. Er dient zwar nicht so lange, aber immerhin – 10 Jahre sind auch nicht von Pappe. Als wir uns kennenlernten, war er schon bei der Armee. Aber er sagte mir immer wieder, ich solle es mir gut überlegen. Nun, die Liebe hat gesiegt. Dein Mädchen fragt, warum gerade Du. Wenn das jeder fragen würde, was sollte dann aus unserer Armee werden? Soll jeder an der Stelle stehen, an der er mit Überzeugung sagen kann: Hier erfülle ich meine Pflicht gegenüber unserem Staat am besten und vor allem mit Liebe zur Arbeit.
Martina Albrecht, Spremberg



Stolz auf die Fahne

Selbstverständlich ist das eine Fahne, und ich war stolz, die Fahne unserer Republik verteidigen zu können. Andreas muß sich klar sein, für was er sich verpflichtet hat. Wenn er in jungen Jahren schon von der Notwendigkeit überzeugt war, die Heimat als Offizier zu schützen, dann sollte es ihm nicht schwer fallen, auch seine Freundin von der Notwendigkeit zu überzeugen. Der Frieden ist nur dann gesichert, wenn ein Stamm von Kadern wirklich hinter der Fahne steht.
Wilfried Schulze, Gersdorf

Noch nicht reif?

Andreas sollte sich mit seiner Freundin aussprechen, aber auf keinen Fall seine Entscheidung zurücknehmen. Entweder das Mädchen ist noch nicht reif für derartige Probleme oder sie paßt ganz einfach nicht zu Andreas. Dann lieber gleich Schluß, sonst hieße es für ihn später vielleicht noch öfter auf etwas verzichten.
Gudrun Hatlapa, Halle



Genau überlegen

Den Schritt, den militärischen Beruf zu seinem zu machen, sollte sich jeder genau überlegen. Warum? – Es ist nicht nur schlechthin ein Beruf, durch den sich oftmals viele persönliche Entbehrungen ergeben, sondern ein Beruf, der das ganze persönliche politische Engagement des betreffenden Genossen fordert. Und das mit aller Konsequenz auch von seiner Frau. Wie überall in einer Ehe sind Freud und Leid, Gutes und Schlechtes von den Partnern zu teilen und Schwierigkeiten gemeinsam zu überwinden. Und mir scheint – die Frau eines Berufssoldaten trägt dabei eine große Last.
Leutnant Munk

Auch im zivilen Leben

Du kannst natürlich auch im zivilen Leben helfen, den Frieden zu sichern. Aber als Berufsoffizier der NVA ist Dein Anteil daran unmittelbarer. Darauf könntest Du stolz sein.
Offiziersschüler Bernd Schindler und Gerald Großmann



Selbst kennengelernt

Mein Vater ist Offizier, und dadurch habe ich die Arbeit und das Leben in einer sozialistischen Offiziersfamilie persönlich kennengelernt. Ich finde, es ist ein wichtiger Beruf wie jeder andere, mit seinen guten und weniger guten Seiten. Wenn mein Freund sich entschließen würde, aktiv, mit der Waffe in der Hand, den Frieden zu schützen, wäre ich sehr stolz auf ihn.
Elke Lantzsch, Berlin



Angst vor der Trennung?

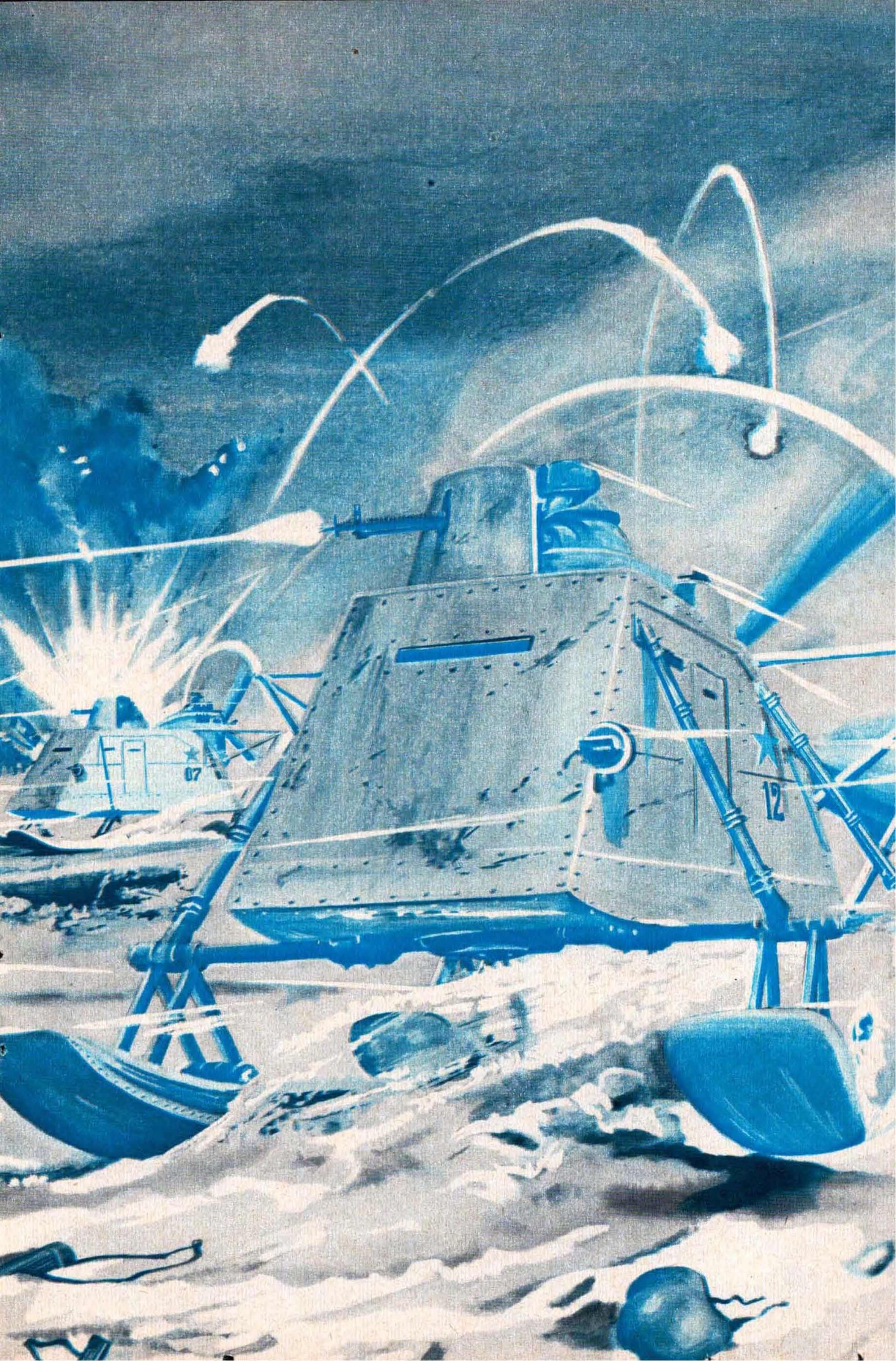
Deine Freundin hat wahrscheinlich nur Angst vor der Trennung. Wenn Eure Liebe dieser Prüfung nicht gewachsen ist, dann ist sie sicherlich noch nicht gut.
Agathe Krause, Schmölln

Illustration: Klaus Arndt

Motorschlitten greifen an

Februar 1942. Eine dicke Schneedecke liegt auf dem Frontgebiet. Alles ist in Weiß gehüllt, nur die frischen Granattrichter bilden häßliche Narben auf der hellen Fläche.
Im rückwärtigen Raum der sowjetischen Seite herrscht Aufregung. Ein Schneeschuhbataillon des Gegners ist durchgebrochen und hat die Versorgungswege zur Front abgeschnitten. Die Lage muß schnellstens bereinigt werden. Eine Motorschlittenkompanie wird alarmiert ...
Noch aus dem Marsch entfaltet sich die Kompanie. Vierzehn mit MG bestückte Schlitten jagen mit Höchstfahrt über das verschneite Gelände, konzentrieren ihr Feuer auf den Feind.
Kurz ist das Gefecht.
Die Gefangenen sagen aus, daß sie völlig überrascht wurden. Sie glaubten, von Panzern angegriffen worden zu sein, so schnell kam der Stoß.
Die sowjetischen Motorschlitten (russ. Aerosanie) wurden in jenen Kampfgebieten eingesetzt, wo reichlich Schnee fiel und die Schneedecke sich über einen längeren Zeitraum hielt, das heißt vor allem in den nördlichen Gebieten der UdSSR.
Sie handelten auch im Gebiet großer Seen, wie des Ladogasees oder des Ilmensees, deren gefrorene Oberfläche ideale Fahrbedingungen bot.
Überraschende Schläge, Aktionstempo, rascher Rückzug – das waren die Hauptmerkmale der mit Motorschlitten ausgerüsteten Spezialeinheiten der Sowjetarmee.

Die Geschichte des Motorschlittens reicht bis in die Jahre des ersten Weltkrieges zurück. In den endlosen Räumen Rußlands, die im Winter meistens in eine dicke Schneedecke gehüllt sind, waren Schneeschuhe und Pferdeschlitten die besten Fortbewegungsmittel. Damit aber waren die Truppen zu wenig beweglich. So kam es, daß bereits zu Beginn des ersten Weltkrieges eines der ältesten Winterfahrzeuge, der Schlitten, mit einer der damals jünsten Errungenschaften der Technik „vermählt" wurde – mit dem Flugzeugmotor nebst Luftschraube. Das Gefährt bewährte sich so gut, daß schon 1915 in der Fabrik „Awtomobil" der Gesamtrussischen Landesgesellschaft die erste Serie Motorschlitten gebaut wurde. Die Fronteinheiten setzen sie zum Transport von Menschen, Munition und Verpflegung ein.
Die Erfahrungen der russischen Armee im ersten Weltkrieg machte sich auch die junge Rote Armee zunutze. 1919 wurde gemäß eines Beschlusses des Rates für Arbeit und Verteidigung (Sowjet Truda i Oborony – STO), dem Lenin vorstand, eine Spezialkommission für den Motorschlittenbau geschaffen, die sogenannte KOMPAS (Komissija po organisazii postroiki aerosanej).
Mit der theoretischen Forschung und dem Bau von Aeroschlitten befaßten sich gleichzeitig mehrere Konstrukteure, deren Namen später auf dem Gebiet der Luftfahrt weltbekannt wurden. Unter anderem konstruierte A. Tupolew den „ANT", A. Archangelski und B. Stetschkin schufen den „ARBES", N. Brilling baute den Schlitten „NRB" und in Zusammenarbeit mit A. Kusin den Aeroschlitten „BEKA". Von all diesen Modellen wurde eine verbesserte Variante Archangelskis in Serie gebaut, die die Bezeichnung „ANT-IV" erhielt.
1933 wurden die ersten Prototypen neuer Motorschlitten vorgestellt. Unter Leitung des Chefkonstrukteurs M. Andrejew konstruierten die Gebrüder Iwan und Alexej Beskurnikow den OSGA-2, mit dem bald darauf ein Geschwindigkeitsweltrekord von 112 km/h aufgestellt wurde. Praktisch eingesetzt wurde er während der Arktisexpedition des Eisbrechers „Krassin" 1933. Auf Schlitten dieses Typs wurde z. B. die Ausrüstung für die Überwinterungsquartiere befördert, oft in ziemlich weiter Entfernung vom Schiff.



12
07

In der Folgezeit wurden noch andere Varianten dieses Schlittens gebaut, so der OSGA-4: ein leichtes Fahrzeug mit einem 18-PS-Kradmotor, sowie der größere OSGA-6, ein Sechssitzer. Dieser bewährte sich bei der Rettung der Besatzung der „Tscheljuskin".

Der OSGA-6 (in der Folgezeit umbenannt in NKL-6) erlangte allgemein Anerkennung und wurde in großem Umfang im Hohen Norden zu Verbindungszwecken sowie zur Beförderung von Post und Lebensmitteln eingesetzt.

Der Winter 1939/40 und mit ihm der Krieg gegen die Weißfinnen nahte. Der Motorschlitten kam auch auf dem Gefechtsfeld auf der Karelischen Landenge zum Einsatz. Anfangs dienten die NKL-6 ausschließlich dem Transport. Bald aber ergab sich eine Lage, die die sowjetische Führung bewog, sie unmittelbar für das Gefecht zu nutzen. Dabei wurden unerwartet günstige Resultate erzielt, die 1941 das Staatliche Verteidigungskomitee bewogen, die Produktion von Motorschlitten in verbesserten Versionen anzuweisen. Das war zur Zeit der Abwehrkämpfe um Moskau.

Diese Aufgabe wurde der Hauptverwaltung Panzertruppen übertragen; die Produktion übernahmen vor allem die Automobilwerke Gorki, die Moskauer Autowerke und andere Betriebe, darunter die Beketowsker Holzverarbeitungswerke bei Stalingrad. Unter Leitung von Ing. M. Andrejew wurden neue Modelle der zwei Grundtypen jener Fahrzeuge – Gefechts- und Transportschlitten – konstruiert. Der Kampfschlitten NKL-26 hatte eine teilgepanzerte Kabine, auf die ein IMG auf Drehlafette mit Panzerschild montiert war.

Der Transportschlitten NKL-16 war eine verbesserte Variante des NKL-6; er hatte eine Kabine vereinfachter (nichtgepanzerter) Konstruktion, war dafür aber geräumiger. Modernisiert wurde der Schlitten auch insofern, als er vier Kufenpaare erhielt, was die Fahrleistung verbesserte und ein günstigeres Haften auf dem Boden beim Wenden gewährleistete.

Hauptsächlich für Patrouillen- und Aufklärungsaufgaben wurde ein kleines zweisitziges Fahrzeug geschaffen. Dieses Modell besaß einen offenen Aufbau. Im Bug befand sich der Stand des Schützen, der ein Flieger-MG 7,62 mm DA bediente. Hinter dem Schützen war der Schlittenführer untergebracht, geschützt durch einen Plexiglas-Schirm. Dahinter war – im Unterschied zu allen anderen Motorschlittentypen – ein Kfz-Motor, der GAZ-AA eingebaut, ein Reihenmotor mit Vergaser, flüssigkeitsgekühlt. Der typische Kühler ragte hoch über die Köpfe der Schlittenbesatzung hinaus, sodaß die Kühlbedingungen recht gut waren.

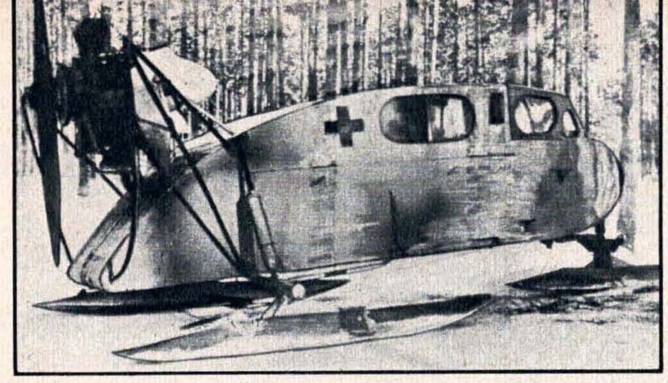
Auch dieser Schlitten besaß wie alle anderen eine Spezialaufhängung zum Abfangen der Erschütterungen bei schnellem Fahren durch unebenes Gelände.

Im Winter 1941/42 erhielten die Truppen die erste Serie der neuen Schlitten. Gleichzeitig entstanden Motorschlittenbataillone, die den einzelnen Fronten zugeteilt wurden. Ihnen wurden die verschiedensten Aufgaben übertragen. Sie transportierten über das Eis des Ladogasees Versorgungsgüter, Lebensmittel und Medikamente für das belagerte Leningrad, nahmen auf der Rückfahrt Verwundete und Kranke mit. So beförderten z. B. drei Aeroschlittenbataillone innerhalb von nur zwei Tagen aus dem Hinterland 22 Geschütze des Kalibers 45 mm, zehn sMG „Maxim", 18 Granatwerfer, 320 Kisten Granaten und Minen, 5000 Schuß Munition, über fünf Tonnen Lebensmittel sowie 535 Soldaten. Auf einer Tour wurden etwa 45 Tonnen aufgenommen.

Die Motorschlitten-Einheiten versahen Patrouillen- und Aufklärungsdienste, sie schützten Verbindungswege, ihre Schlitten dienten als Stabs- und Nachrichtenfahrzeuge.

Bei Anbruch des Frühlings wurden die Aeroschlittenbataillone ins Hinterland verlegt. Zu Beginn des neuen Winters kehrten sie an die Front zurück. So war es auch bei Stalingrad. Hier wurden die Schlitten eingesetzt, um aufgesessene Kommandos tief ins Hinterland des Gegners





Der Motorschlitten OSGA-6, später NKL-6, wurde in verschiedenen Versionen gebaut. Eine davon war die Sanitätsvariante.



Auf den zugefrorenen Masurischen Seen verwendete im ersten Weltkrieg auch die kaiserliche deutsche Heeresleitung Motorschlitten.

Der NKL-16, die Weiterentwicklung des Typs 6, wurde hauptsächlich als Transportschlitten eingesetzt.





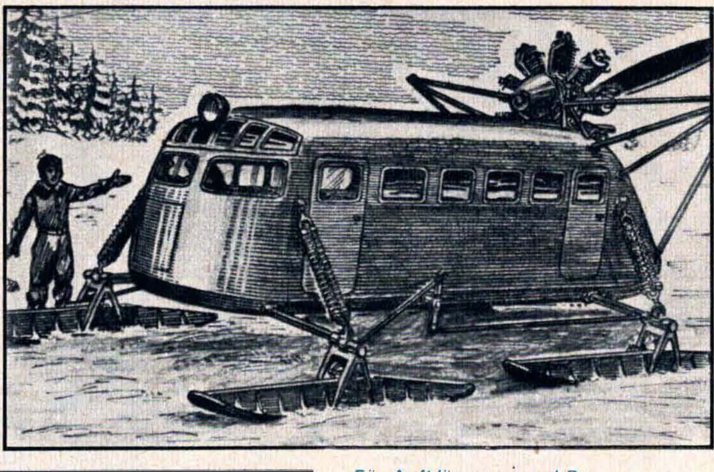
Mit dem Kampfschlitten NKL-26 (leichte Panzerung der Kabine und MG-Bewaffnung) waren die Motorschlittenkompanien ausgerüstet. Der Schlitten konnte 4 bis 5 Mann aufnehmen.

Motorschlitten greifen an

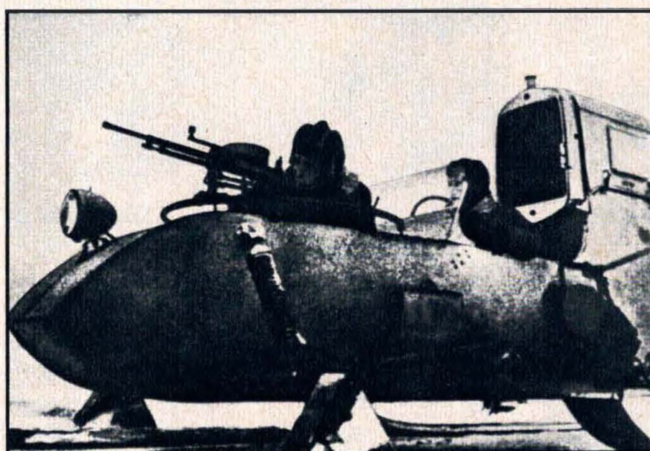
zu bringen. Die Soldaten wurden nicht nur in den Schlittenkabinen befördert. Jeder Schlitten nahm etliche Skiläufer in Schlepp, desgleichen schweres Gerät, z. B. sMG und sogar mittlere Granatwerfer. Diese Waffen wurden auf kleinen Schlittenbooten, die an den Kufen der Schlitten befestigt waren, mitgeschleppt. So ausgerüstet durchbrachen die Aeroschlittenbataillone unbemerkt die Frontlinie und vollbrachten weite Streifzüge im Rücken des Gegners.

Die Taktik jäher Angriffe auf die empfindlichen Führungszentren, auf Lager und Magazine sowie Nachrichtenknoten der faschistischen Truppen, meist im Schutze der Nacht, erinnerte an die Taktik der bekannten Nachtbomber – der leichten Doppeldecker Po-2. Weil die Schlitten keinen soliden Panzerschutz hatten, mußten sie mit Überraschung und Tempo handeln. Die Fahrer brachten im Angriff die Schlitten auf Höchstgeschwindigkeiten, kurz vor dem Feind schalteten sie die Motoren ab. Die Gefährte jagten fast geräuschlos über den

Im großen Transportschlitten ASD-400 fanden 20 voll ausgerüstete Soldaten Platz. Dieser Schlitten war speziell für überraschende Kommandounternehmen konstruiert worden.



Motorschlitten greifen an



Für Aufklärungs- und Patrouillenfahrten war die zweisitzige Variante des Kampfschlittens NKL-26 vorgesehen. Der Bordschütze saß vor dem Fahrer und bediente ein Flieger-MG auf Drehlafette.

Eines der ersten Nachkriegsmodelle war der im Hubschrauber-Konstruktionsbüro von Kamow entwickelte Transportschlitten Ka-30 für den Einsatz im Hohen Norden.

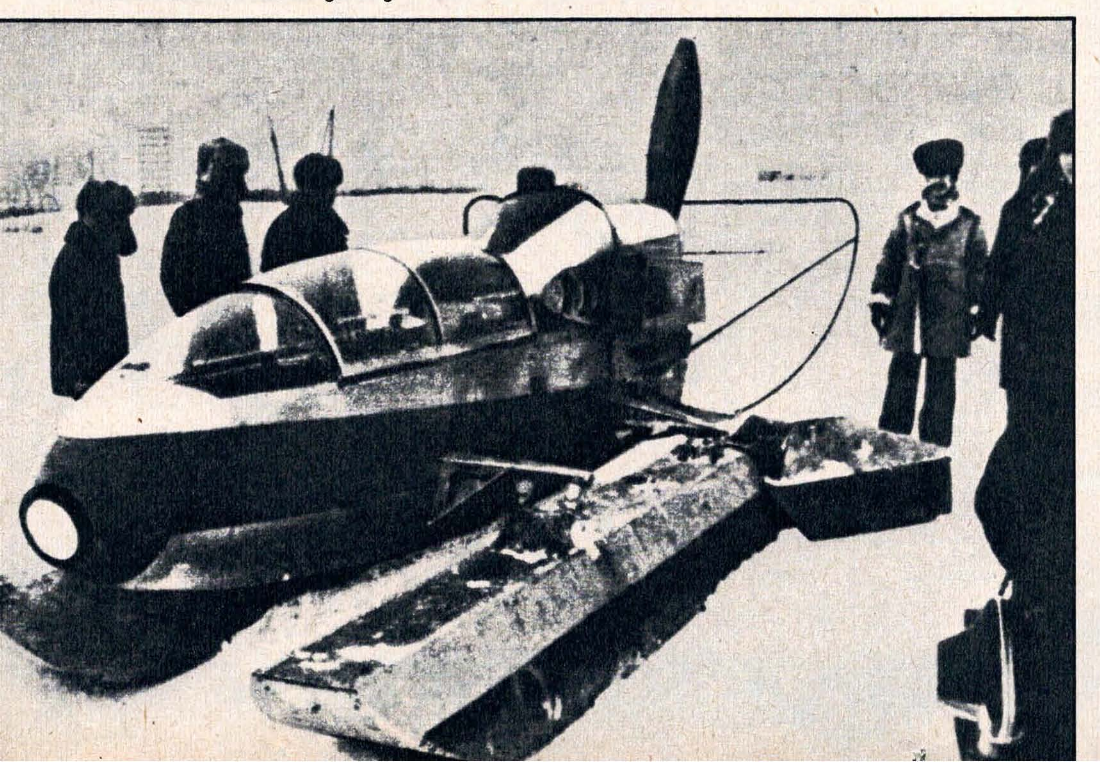
Schnee und fielen über den Gegner her. Oft wurde zur Desorientierung der Gegner im letzten Moment noch mit den Scheinwerfern geblendet, worauf die Schlittenbesatzungen massiertes Feuer aus ihren Maschinenwaffen eröffneten. Nach dem Überfall zog sich die Schlittenabteilung schnell zurück.
Im Februar 1943 setzte die Führung der Baltischen Flotte die Motorschlitten für eine spezielle Aufgabe ein. Bei Kronstadt hatte die faschistische Artillerie schweres Feuer auf die Festung und die im zugefrorenen Meerbusen festliegenden sowjetischen Schiffe eröffnet. Schwerwiegende Folgen drohten; angesichts dessen wurden einige NKL-16 ausgesandt, die mit Nebelvorrichtungen ausgerüstet waren. Unter Ausnutzung des



1976 bauten Studenten des Polytechnikums in Joschkar-Ola, der Hauptstadt der ASSR der Mary, dieses Sport-Testmodell für besonders hohe Geschwindigkeiten.

windstillen Wetters legten sie innerhalb von sechs Stunden einen undurchdringlichen Vorhang über einen so großen Abschnitt, daß der Gegner das Feuer einstellen mußte.
Während der Kampfhandlungen 1942/43 stellte die sowjetische Führung den Konstrukteuren die Aufgabe, noch größere Motorschlitten zu schaffen, mit Platz für eine größere Gruppe Soldaten und mit einer größeren Geschwindigkeit. Die Offiziere Iwan und Alexej Beskurnikow bauten den Typ ASD-400. Er bot 20 Mann Platz und erreichte eine Geschwindigkeit von 87 km/h auf frischem Schnee, auf festgefahrenen Wegen bis zu 130 km/h.
Dieser für Kommandounternehmen gedachte Schlitten (ASD = Aerosani Desantnyje) war bedeutend größer und schwerer als die bislang gebauten. Die Kabine war geräumig, besaß fließendere Formen sowie eine größere Festigkeit. Sein Triebwerk, ein Sternmotor mit Luftkühlung, hatte eine hohe Leistung. Die Geschwindigkeit konnte durch eine verbesserte Aufhängung einer Doppelfederung zum Ausgleichen von Erschütterungen und Stößen der Kufen günstig beeinflußt werden. Es wurden einige Dutzend dieses Schlittentyps gebaut, die 1943/44 an die Front kamen.
In dem Maße, wie sich durch den Vormarsch der Roten Armee die Kampfhandlungen nach dem Westen verlagerten, wurden die Motorschlitten immer seltener eingesetzt. Ein Teil der Bataillone wurde aufgelöst.
Interessant ist die Tatsache, daß die faschistische Armee auch zum Motorschlitten griff – zum sowjetischen. Beschädigt erbeutete wurden instandgesetzt, es wurde auch versucht, sie nachzubauen. 1942 wurden z. B. von den Tatra-Werken in der okkupierten Tschechoslowakei mehrere Exemplare des Motorschlittens Tatra V855 gebaut, die sowjetischen Konstruktionen nachgebildet waren.
Außer vielen Vorzügen hatten die Motorschlitten auch gewisse Nachteile. Sie konnten die Trägheit beim Anfahren schlecht überwinden, hatten Schwierigkeiten beim Befahren nicht sandfreier Wege oder beim Überwinden nichtverschneiter Abschnitte sowie langer Steigungen über 15°. Sorgen bereitete auch das Abbremsen der Fahrzeuge sowie das Fehlen eines Rückwärtsgangs. Fuhr ein Schlitten auf ein Hindernis auf oder blieb er stecken, mußte die Besatzung mit Muskelkraft das Fahrzeug selber zurückzerren und flott machen.
Nach dem zweiten Weltkrieg wurden diese Probleme gelöst. Verstellbare Luftschrauben behoben die Bremsschwierigkeiten und gaben die Möglichkeit der Rückwärtsfahrt. Es entstanden neue Konstruktionen: in den 50er und 60er Jahren wurden der Serienschlitten „Sewer-2" mit vier Kufen produziert sowie der KA-30 im Büro des berühmten Hubschrauberschöpfers N. Kamow entwickelt. Das Kollektiv von A. Tupolew konstruierte noch das vielseitige Modell eines Amphibien-Motorschlittens, der mit verhältnismäßig großer Geschwindigkeit nicht nur über Schnee und Eis, sondern auch durch nicht zugefrorene Gewässer und durch Morast fahren kann. Diese Schlitten bewähren sich vor allem im Hohen Norden und im Fernen Osten der UdSSR.

Janucz Magnuski
Zeichnung: Heinz Rode
Fotos: Archiv





Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

SALT

In allen Zeitungsberichten, die irgendwie die Abrüstungsverhandlungen betreffen, kommt das Wort SALT vor. Was heißt es eigentlich genau?
Marina Junge, Berlin

Ausgeschrieben heißt die Abkürzung Strategic Arms Limitation Talks. Begonnen wurden die Gespräche zwischen der UdSSR und den USA über die Begrenzung der strategischen Offensivwaffen am 17. November 1969 in Helsinki. In ihrem Ergebnis wurden 1972 ein „Zeitweiliges Abkommen über einige Maßnahmen auf dem Gebiet der Begrenzung der strategischen Offensivwaffen" und ein „Vertrag über die Einschränkung der Raketenabwehrsysteme" unterzeichnet. Für die Gespräche um ein neues Abkommen bürgerte sich die Bezeichnung SALT 2 ein.

Starthilfe

Trotz vieler Schwierigkeiten lese ich seit nunmehr 3 Jahren jedes Eurer Magazine. Ich bin mir sicher, daß ich dadurch meinen Wehrdienst mit etwas mehr Selbstvertrauen und mit weniger Startschwierigkeiten antreten werde.
Roland Neubert, Spremberg

Schwierig

Ich bin 18 Monate Soldat und bemühe mich gegenwärtig um die Genehmigung zu einem Eigenheimbau. Falls das klappt – bekomme ich dann auch von der Armee tatkräftige Unterstützung?
Soldat Bernd Häuser

Es übersteigt leider die materiellen, finanziellen und organisatorischen Möglichkeiten der NVA, Soldaten im Grundwehrdienst bei diesem Projekt zu helfen.

Ia-Stellung

In Büchern und Filmen über die Zeit vor und auch nach 1933 ist manchmal von der Dienststellung eines Ia die Rede. Was versteht man darunter?
Rainer Kaiser, Magdeburg

Offiziere mit dieser Bezeichnung waren für die operative Führung eines Truppenteiles verantwortlich. Die Einteilung war noch bis in die Zeit der faschistischen deutschen Wehrmacht gültig.

Berufspost

Mit einem Piloten der Luftstreitkräfte möchte sich Stephan Eichenberg, 57 Mühlhausen, Grüne Pforte 76 schreiben. Der zukünftige Berufsoffizier Marco Rieche, 55 Nordhausen, Töpferstr. 12 wünscht sich Post von einem Kettenkommandeur. Einen Berufsunteroffizier der Volksmarine sucht Wilfried Krökel, 531 Tangerhütte, Karl-Marx-Str. 42, als Briefpartner.

Unter der Dusche

...standen junge Genossen nach ihrem Dienst. So jedenfalls zeigte es Peter Westphals Lithographie in der Bildkunst 9/1977. Einige Leser schrieben uns ihre Eindrücke:

Ich bin selber seit November 1976 Armeeangehöriger. Das Bild erinnert mich sehr an die Zeit als Unteroffiziersschüler.
Unteroffizier Peter Kloß

Die Abbildung weckte bei mir Erinnerungen an so manch schwere Stunde, die ich in den bewaffneten Organen mitgemacht habe. Aber, was wohl noch wichtiger ist, sie zeigt Außenstehenden einen Teil des Lebens in der NVA, und zwar ohne Schminke.
Wolfgang Pitt, Auerbach

Umbau nicht gestattet?

Über meine Dienststelle erhielt ich jetzt eine kleine Altbauwohnung. Wenn ich einige Umbauten daran vornehmen könnte, würde sie ganz gut aussehen. Bei wem muß ich diese Veränderung beantragen?
Oberleutnant Walter Meinke

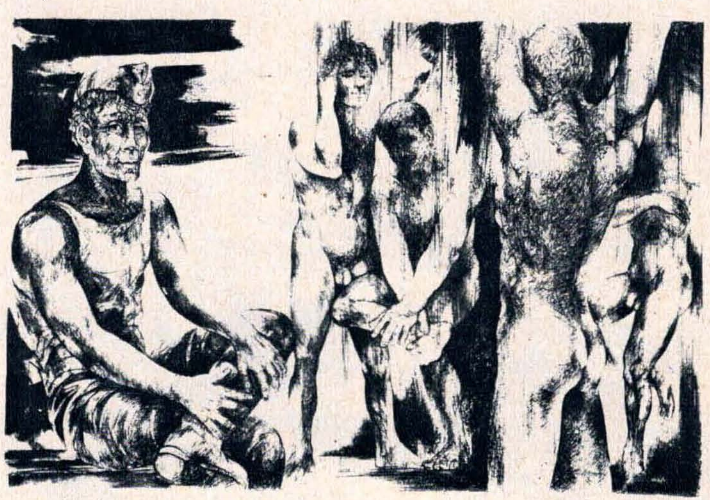
Bauliche Veränderungen in der Wohnung bedürfen der Zustimmung des Vermieters. Sie sollte schriftlich erteilt werden. „Der Vermieter ist verpflichtet zuzustimmen, wenn die baulichen Veränderungen zu einer im gesellschaftlichen Interesse liegenden Verbesserung der Wohnung führen. Verweigert der Vermieter seine Zustimmung unbegründet, kann sie auf Antrag des Mieters durch Entscheidung des Gerichts ersetzt werden." So sieht es der Paragraph 111 des Zivilgesetzbuches vor.



Papiernes

Vor einiger Zeit beendete ich meinen aktiven Wehrdienst als Unteroffizier auf Zeit. Nun möchte ich gern den Kredit für junge Eheleute aufnehmen. Hierzu verlangt die Sparkasse eine Bescheinigung über meinen Bruttoverdienst vom Juni 1975, also von dem Monat, in dem ich heiratete. Meine ehemalige Dienststelle weigert sich aber, mir das Papier auszustellen. Mir ist das unverständlich.
Günter Lück, Dresden

Uns auch. Die Genossen sollten es schnell nachholen.



Wehr-Dienstinitiativen

Ob diese gefragt seien bei Vorgesetzten, Unterstellten, Kameraden wollten wir von unseren Lesern wissen. Hier einige Antworten:

Eigentlich ist es bei der Armee auch nicht viel anders als im zivilen Bereich. Grenzen für Initiativen wird es überall geben.
Gefreiter Rolf-Dieter Blankenstein

Schöpferisches entwickelt sich vor allem in der Gefechtsausbildung, der Freizeitarbeit und im Neuererwesen. Schöpfertum wird aber manchmal auch durch mangelnde Dienstorganisation „abgewürgt".
Hauptmann Rolf Zander

Vignetten: Klaus Arndt



Meine Soldaten sind es gewohnt, selbständig zu denken und bei den täglichen Instandsetzungsarbeiten viel Eigeninitiative aufzubringen.
Feldwebel Klaus Hegewald

Selbstdenken ist bei der Armee nicht Mode. Ich warte immer die Befehle ab, damit ich nichts falsch mache.
Soldat Horst Stengler



Wir machen uns gegenwärtig viele Gedanken, wie wir den Dienstablauf noch rationeller gestalten können.
Gefreiter Bernd Reichenbach

Wenn ich nach 24 Stunden Dienst in die Kaserne komme, brauche ich erst einmal Ruhe. Da ist nicht mehr viel Platz für besondere Initiativen.
Gefreiter Rolf Walter

Wenn wir alle Befehle nur stur ausführen, dann wird doch nichts richtig.
Unteroffizier Dieter Gruhl

Man muß immer schöpferisch tätig sein, das gehört doch zum Menschen.
Kapitänleutnant Klaus Goedecke

Mancher Vorgesetzte nutzt den Befehl, um zu gängeln.
Soldat Wolfgang Kleinschmidt

Wenn es um fachliche Dinge geht, sind meine Vorgesetzten immer bereit, auf schöpferische Vorschläge einzugehen. In der Neuererarbeit hat bei uns z. B. die FDJ-Leitung die Fäden in der Hand.
Soldat Andreas Meineck

Mein Mitdenken ist stets gefragt. Vom Zugführer erhalte ich die allgemeine Kampfaufgabe. Er kann mir nicht im Detail alles vorbeten; schließlich gibt es nicht für alle Lebenslagen Dienstvorschriften.
Unterfeldwebel Ralph Schneider

Nee, also wir vom ersten Diensthalbjahr haben da noch andere Probleme; Revierreinigen, Küchendienst, Stubendurchgänge usw. Ich glaube, man braucht sich gar keinen Kopf zu machen – was gesagt wird, muß getan werden.
Soldat Hans Maier

Feuerspucker

Ist der Flammenwerfer wieder aktuell? Ich hörte von Bekannten, daß es diese Geräte wieder geben soll. Können Sie mir näheres dazu sagen?
Uwe Kießling, Gera

Flammenwerfer befinden sich nach wie vor in der Ausrüstung moderner Armeen. Die Sowjetunion und andere sozialistische Armeen nutzen den Tornisterflammenwerfer LPO-50. Als schwerer Flammenwerfer wird er auf Radlafette und in den sowjetischen Pioniereinheiten der TPO-50 eingesetzt. Die Lafette trägt drei Rohre mit der Visiereinrichtung. Die Flammenstöße können auf Entfernungen von 100, 120 und 140 m abgegeben werden. Zur Bedienung gehören der Richtschütze und sein Gehilfe. Übrigens stellen wir in einer der nächsten „AR-Waffensammlungen" Flammenwerfer vor.



Wer hat den Wunsch

. . . mit einem sowjetischen Mädchen zu korrespondieren? Ich bin 25 Jahre alt und liebe Kunst, Literatur, Briefmarken, Reisen und Musik.
Nina Skorobogatowa,
623270 Swerdlowskaja obl.,
Rewda – 10. Kosmonautenstr. 1–25

Ausbildung nachholen

Aus gesundheitlichen Gründen mußte ich bereits nach sehr kurzer Zeit die Offiziershochschule wieder verlassen und wurde in die Truppe versetzt. Wird mir das eine Jahr Hochschulreifeausbildung auf meinen nunmehrigen Grundwehrdienst angerechnet?
Soldat B. Kurzawa

Nein. Da in der Zeit kaum eine militärische Ausbildung stattgefunden hat, kann das nicht geschehen.

„Hätt' ich noch mal die Wahl . . ."

Mit Erstaunen las ich diesen Beitrag im Heft 9/77. Ich hätte nie gedacht, daß Euer Adressen-Service solch eine Wirkung haben kann. Ich wünsche dem jungen Ehepaar alles Gute.
Monika Jahring, Leipzig

Soldatenpost wird gewünscht

. . . von Marion Ehrhardt (17), 7301 Mannsdorf 5 b – Andrea Hinze (22), 7025 Leipzig, Mockauer Str. 35 – Ursula Jochen (22, 1 Kind), 182 Belzig, Goethestr. 27 (bei Bauer) – Cornelia und Andrea Buhrdel (17 und 16), 8801 Mittelherwigsdorf, Am Hang 6 – Elke Heisig (20, Sohn fast 2 Jahre), 8106 Radeburg, An den Ziegeleien 4–6 – Marion Turß (20), 133 Schwedt, Kniebusch 20 – Carmen Schumann (19), 74 Altenburg, Buchwitzstr. 37 – Ursula Hess (29, 2 Kinder), 703 Leipzig, Fritz-Austel-Str. 26 – Kerstin Strasen (17), 2041 Jürgenstorf, Internat, Klasse Zola – Ramona Lemke (16), 20 Neubrandenburg, Petrosawodsker Str. 46 – Cornelia Blank (17, 1,70 m), 6055 Oberhof, LWH „Haus Thüringen" – Gisela Klemm (23), 8020 Dresden, Caspar-David-Friedrich-Str. 34.

1,78 m mit Schuhen

. . . groß, blondes, kurzes Haar und normal proportioniert ist die 18jährige Petra. Sie wünscht sich über die Redaktion Matrosenpost. Na, dann legen Sie mal los, meine Herren!



Ohne Überstunden

Mein Betrieb, die Deutsche Reichsbahn, berechnet mir für die Zeit meines Reservistenwehrdienstes nur den Durchschnittsverdienst. In der Zeit vor meiner Einberufung hatte ich aber monatlich zwischen 30 und 100 Überstunden. Das machte allerhand aus bei meinem Verdienst. Das müßte doch berücksichtigt werden.
Soldat Karl-Heinz Gäbler

Nach den gesetzlichen Bestimmungen über die Berechnung des Durchschnittsverdienstes werden Überstundengelder, Schichtprämien u. ä. nicht einbezogen. Ihr Betrieb hat also richtig gehandelt.

„Parade in Rot-Gelb"

Könntet Ihr nicht mal über neue Produktionen des Armeefilmstudios informieren? Ich bin in unserem Offiziersbewerberklub für Kultur verantwortlich, und so etwas wäre natürlich eine schöne Abwechslung.
Jörg Schulz, Berlin

Gern. Der neueste Streifen ist in Farbe und heißt „Parade in Rot-Gelb". Er zeigt das Training und die abschließende Sportschau des Übungsverbandes der ASV Vorwärts beim VI. Turn- und Sportfest. Die Möglichkeit einer Ausleihe erfahren Sie bei Ihrem zuständigen Wehrkreiskommando.



Befristet

Bei uns traten einige Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich des Sonderurlaubs auf. Innerhalb welcher Zeit muß er angetreten werden?
Unteroffizier Ralph Müller

Nach Ziffer 20 (2) der DV 010/0/007 ist Sonderurlaub als Belobigung „in der Regel unmittelbar nach dem Aussprechen der Belobigung oder innerhalb von 30 Kalendertagen zu gewähren".

Blaue Jungs

Ich möchte gern die Dienstgrade bei der Volksmarine vom Leutnant bis zum Admiral wissen.
Hans-Werner Teske, Meiningen

Leutnant, Oberleutnant, Kapitänleutnant, Korvettenkapitän, Fregattenkapitän, Kapitän zur See, Konteradmiral, Vizeadmiral, Admiral.

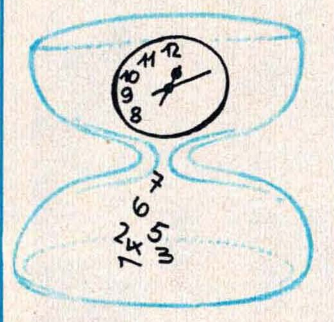
Disko ohne Mädchen?

Im Septemberheft las ich diesen Beitrag, der mich gleich an unsere (leider einzige) Kompaniedisko erinnerte. Da waren auch keine Mädchen, dafür eine Menge guter Musik. Wir hörten sie uns einmal aufmerksamer als sonst an und diskutierten darüber. Auch ohne Tanz, fanden alle, war es ein gelungener Abend.
Gefreiter d. R. Rainer Litzbarski

Das Glasen

In einem alten Buch über die Seefahrt kam öfter das Wort Glasen vor. Darunter kann ich mir in diesem Zusammenhang absolut nichts vorstellen.
Dirk Meiser, Cottbus

Mit dem Glasen gab man früher die Uhrzeit seit Wachbeginn durch Läuten mit der Schiffsglocke an. Sein Ursprung stammt aus der Zeit, da man auf Schiffen Sanduhren benutzte, weil andere Uhren – z. B. Pendeluhren – bei den teilweise heftigen Bewegungen der Schiffe unbrauchbar wurden. Diese Sanduhren mußten nach jeder halben Stunde umgedreht werden. Das wurde dann durch den Wachmann ausgesungen. Auch bei der Wachablösung sangen die Wachmänner einen Weckruf, laut und dicht am Ohr der schlafenden Ablösung: „In Gottes Namen, sieben vorbei und acht verweht, Amen."



Ohne Moped

Im April werde ich meinen Wehrdienst antreten. Kann ich mein Moped mitnehmen?
Günter Deickmann, Wismar

Nein, die Mitnahme von eigenen Fahrzeugen zum Dienstort ist für die Dauer des Grund- und Reservistenwehrdienstes, außer für Fähnriche und Offiziere, nicht gestattet. Dagegen sollten die Fahrerlaubnis und andere Berechtigungen zum Bedienen von Spezialtechnik nicht zu Hause gelassen werden.

Finanzielles

Uns ist bekannt, daß den Eltern von Lehrlingen weiterhin Steuervergünstigung gewährt wird. Unser Sohn ist seit August an der Offiziershochschule als Schüler. Trifft diese Regelung nun auch für uns zu?
Familie Wegner, Bützow

Einen Steuererlaß erhalten nur Eltern, deren Kinder noch nicht wirtschaftlich selbständig sind. Als Offiziersschüler erhält Ihr Sohn aber bereits im ersten Lehrjahr monatlich 300 Mark, hinzu kommen Verpflegungsgeld, kostenlose Unterkunft und Bekleidung.

Geschützt

Ist ein Soldat bei einem Unfall eigentlich versichert?
Karin Seifen, Blankenburg

Ja, alle Armeeangehörigen sind versichert und werden mit den notwendigen Mitteln zur Erhaltung und Wiederherstellung ihrer Gesundheit versorgt.

AR-Markt

Lutz Reimann, 90 Karl-Marx-Stadt, Schenkenberg 7, verkauft für 20 Mark die AR-Jahrgänge 1973 bis 1976, außer 4, 5, 6/73, 2, 8/74, 7/75, 2/76. Die gleichen Jahrgänge und die Nummern 7/70 und 12/72 bietet Hans Hanisch, 1636 Blankenfelde, Erich-Klausener-Str. 68, an sowie auch Jörn Uth, 5901 Schnellmannshausen, Hofstadt 10, der zusätzlich noch die Ausgaben 1, 2, 5, 6, 8, 9–11/72 und einzelne von 1971 verkauft. Die Bücher „Sowjetische Flugzeuge" und „Flugzeuge aus aller Welt", Band I bis III, sucht Stephan Eichenberg, 57 Mühlhausen, Grüne Pforte 76. Früheste AR-Ausgaben möchte Klaus Schult, 2302 Franzburg, Krautstr. 1, haben.

Anregung

Auch dieses Mal wieder trafen sich die Leiter der Reservistenkollektive des Kreises Halberstadt mit den Genossen der sowjetischen Garnison zu einem freundschaftlichen Schützenwettstreit. Fair, aber ehrgeizig wurde um den Sieg und damit um die lohnenden Preise vom Wehrkreiskommando geschossen. Im Oktober 1978 besteht die Möglichkeit der Revanche. Vielleicht ist ein derartiges Treffen Anregung auch für andere Kollektive?
Unterleutnant d. R. Arndt Eichhorn, Halberstadt

Danke! – In eigener Sache

Wir möchten hiermit allen Lesern, die uns angerufen, geschrieben, telegrafiert und wie auch immer zum Neuen Jahr beglückwünscht haben, danken und Ihnen ein gleiches wünschen.
Die Redaktion



BERUFSBILD



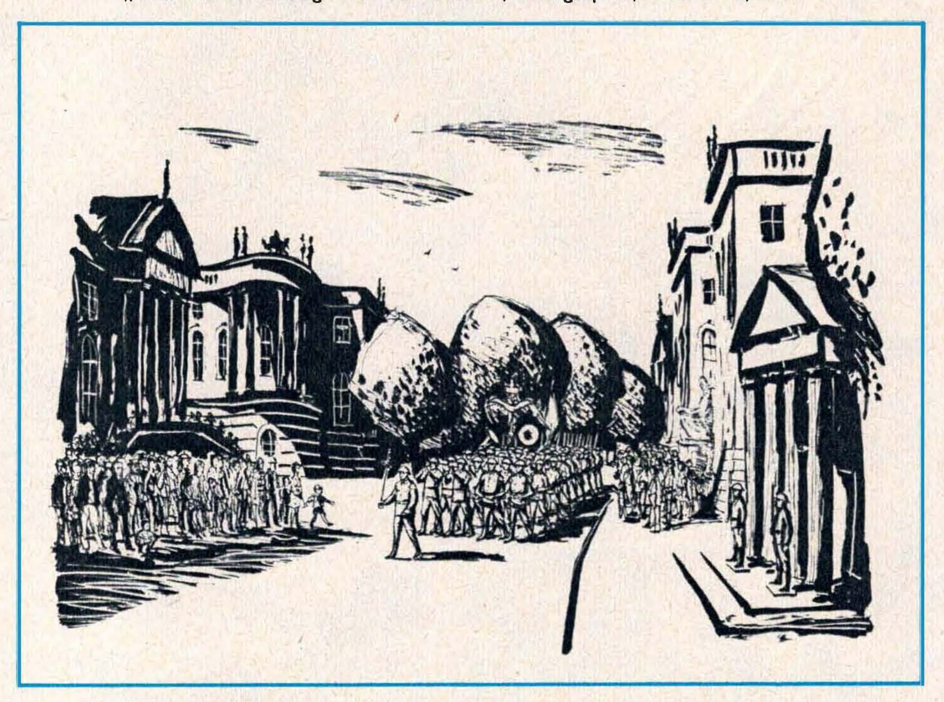
Bootsführer/Motorenmeister für Binnengewässer

Die Booteinheiten der Grenztruppen der DDR sichern die Staatsgrenze der DDR zur BRD und zu Berlin (West) auf Grenzgewässern. Sie sind mit modernen, leistungsstarken Grenzsicherungsbooten ausgerüstet, die unter allen Bedingungen der Witterung, der Jahres- und Tageszeit eingesetzt werden. Als Bootsführer ist der Berufsunteroffizier Vorgesetzter, politischer Erzieher, militärischer Führer und Ausbilder der Bootsbesatzung, und er ist Militärspezialist. Dem Motorenmeister obliegt die Verantwortung für die ständige Einsatzbereitschaft und Betriebstüchtigkeit der technischen Ausrüstung des Bootes. Wer sich als Berufsunteroffizier dafür bewerben will, muß sich zu einer freiwilligen Mindestdienstzeit von 10 Jahren verpflichten. Er sollte sich insbesondere über seine politische Verantwortung klar sein und bereits aktiv am gesellschaftlichen Leben teilnehmen; er muß den 10-Klassen-Abschluß und eine Facharbeiterausbildung haben. Günstig ist der Berufsabschluß als Schiffs- oder Kfz-Motorenschlosser, Schiffsbauer, Binnenschiffer, Schlosser, Kfz-Elektriker, Elektromonteur. Vorausgesetzt werden das Schwimm- und Sportabzeichen der DDR und das Abzeichen „Für gute vormilitärische und technische Kenntnisse" Stufe II der GST-Laufbahn Matrosenspezialist der NVA. Die Heranbildung zum Berufsunteroffizier beginnt mit dem Besuch eines Unteroffizierslehrganges. Dazu gehört die militärische Grund-, die gesellschaftswissenschaftliche, die allgemeinmilitärische, die physische sowie die Spezialausbildung in solchen Fächern wie Fahren auf dem Wasser, Systeme der Wartung von Grenzschutzbooten, Organisation der Grenzsicherung auf Grenzgewässern. Sofern dieser erste 5monatige Lehrgang erfolgreich abgeschlossen wurde, erfolgt der Einsatz als Maat auf einem Grenzsicherungsboot bzw. in einer Instandsetzungsgruppe für Bootstechnik. Die Beförderung im Dienstgrad kann z. B. nach einem Jahr zum Obermaat und nach weiteren eineinhalb Jahren zum Meister erfolgen. Weitere erreichbare Dienstgrade sind Obermeister und Stabsobermeister. Nach entsprechender Qualifizierung ist der Einsatz als Gruppenführer Boote oder Stellvertreter des Zugführers Boote möglich. Weitere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreiskommandos.


ar



„Großer Wachaufzug Unter den Linden", Lithographie, Arno Mohr, 1976



Der Soldat

Da steht man nun vor diesem oder jenem Werk. Versucht zu ergründen, was den Künstler wohl bewogen haben mag, es so zu malen und nicht so. Schmunzelnde vor dem Bild „Das Brigadebad" von Wilfried Falkenthal, Nachdenkliche vor Arno Rinks „Canto libre" oder Fragende vor Sighard Gilles „Fähre". Eins ist gewiß: die VIII. Kunstausstellung verlangt dem Besucher volle Konzentration ab. Gebrauchsanweisungen hängen nicht neben den Bildern, Grafiken und Plastiken, die augenfällig machen, zu wieviel Schöpfertum die Künstler unseres Landes durch die Beschlüsse des VIII. und IX. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands angeregt worden sind.

„Nur" über 3000 Kunstwerke konnten aus der Fülle des Angebots berücksichtigt werden. Viele Bereiche unseres Lebens sind mit den verschiedensten Techniken dargestellt. Und es ist nur natürlich, wie auch in vorangegangenen Kunstausstellungen sichtbar wurde, daß der Lebensbereich „Verteidigung des Vaterlandes" einen unübersehbaren Platz einnimmt. Gleich unten, in den Räumen des Dresdner Albertinums, wo Grafiken und Karikaturen den Betrachter erfreuen, hängen drei Werke, die unmittelbar mit der „Armee-Rundschau" verbunden sind. Es waren Auftragswerke der Redaktion, mit freundlicher Unterstützung des Kulturfonds der DDR entstanden. Kann es ein schöneres Lob für die „AR-Bildkunst" geben? Vor allem aber gebührt dieses Lob den Künstlern, die sich dieser Thematik zuwandten. Professor Arno Mohr bezog mehr als einmal „Posten" Mittwoch nachmittags gegen 14.30 Uhr in der Nähe der Neuen Wache, bewaffnet mit seinem Skizzenblock. Und dabei entstanden die ersten Entwürfe zu der Lithographie „Großer Wachaufzug Unter den Linden". Fünf Varianten schuf er zu diesem Thema. Der Künstler wählte für seine Komposition jene fünf oder zehn Sekunden vor dem Zeitpunkt, an dem die vom Tambourmajor angeführte Formation im Paradeschritt weitermarschieren wird. Das Ganze ist eine ernste Angelegenheit. Und doch versteht es Arno Mohr, diesem Blatt einen Anflug von Heiterkeit zu geben. Die Marschmusik hat Stimmung verstreut, die sich auf das Spalier der Zuschauer überträgt. Arno Mohr läßt uns fühlen, daß das Spalier – und damit das Volk – mit den marschierenden Soldaten eine Einheit bildet. Verdeutlicht wird das durch die rechts und links der

„Zugleich", Holzschnitt, Siegfrid Terber, 1976



auf der VIII.

„Linden" stehenden Menschen, die nahe an die Paradierenden herangerückt sind. Sie gehören zueinander.

Unweit von Arno Mohrs Lithographie hängt ein anderes AR-Auftragswerk von dem Weimarer Künstler Siegfrid Terber.

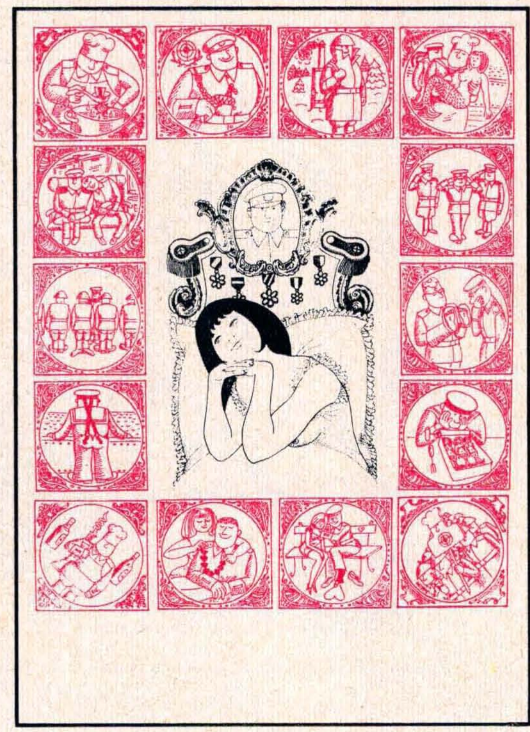
Was ging dem voraus? Siegfrid Terber durfte sich im Truppenteil „Willi Bredel" umschauen. Das ist nichts Neues. Schon längst gehört es zum „Armeeleben", daß Künstler und Soldaten sich bei ihrem Tun gegenseitig auf die Finger schauen. Mehr und mehr entdecken Künstler und Armeeangehörige, daß sie Partner sind, die einander nicht mehr missen möchten. Kommentar dazu von Siegfrid Terber: „Ich bin tief beeindruckt davon, wieviel einfühlendes Verständnis meinem Wollen und meiner Arbeit entgegengebracht wurde, allen voran vom Kommandeur." Siegfrid Terber nahm an militärischen Übungen teil. Dabei kam ihm die Idee, jenen Moment für seine Bildgestaltung zu wählen, in dem die Geschützbedienung unter dem Kommando „Zugleich" das Geschütz in Feuerstellung bringt. Keine moderne Technik kann Menschen ersetzen, wenn es heißt, an einem befohlenen – nicht gewünschten – Platz das tonnenschwere Geschütz abzuprotzen, die Holme zu spreizen, Erdsporne einzugraben, bevor das Geschütz gerichtet und geladen wird. Diese Schwerstarbeit kann nur von allen Kanonieren gemeinsam bewältigt werden. Insofern ist „Zugleich" Ausdruck objektiver Notwendigkeit. Der Künstler hat vom Geschütz nur wenige Details einbezogen. Er wollte damit herausstreichen, daß die wichtigste Kraft der Mensch ist. Es fällt auf, daß Terber keine Details von Menschen und Kleidung abbildet. Er zeichnet die Männer ohne Individualität – weil es hier nicht wichtig ist, denn die Handelnden müssen und können jeden Moment ersetzbar sein durch gleich gut ausgebildete Soldaten. Terber will auch sagen: Die Übung muß nicht gut aussehen. Entscheidend ist, wie gut sie erfüllt wird.

Als Drittes begegnen wir einem Blatt, das humorig aufgefaßt ist. Paul Klimpke – langjähriger freier Mitarbeiter der „Armee-Rundschau" – schuf diese lustige Grafik. Sie vermittelt eine warme, innere Heiterkeit. Veröffentlicht und besprochen wurde dieses Werk in AR 7/77. In dieser Kunstausstellung entdeckt man mehr Humor als in vorangegangenen. Und es ist wohltuend, daß Lustiges mit Klimpkes

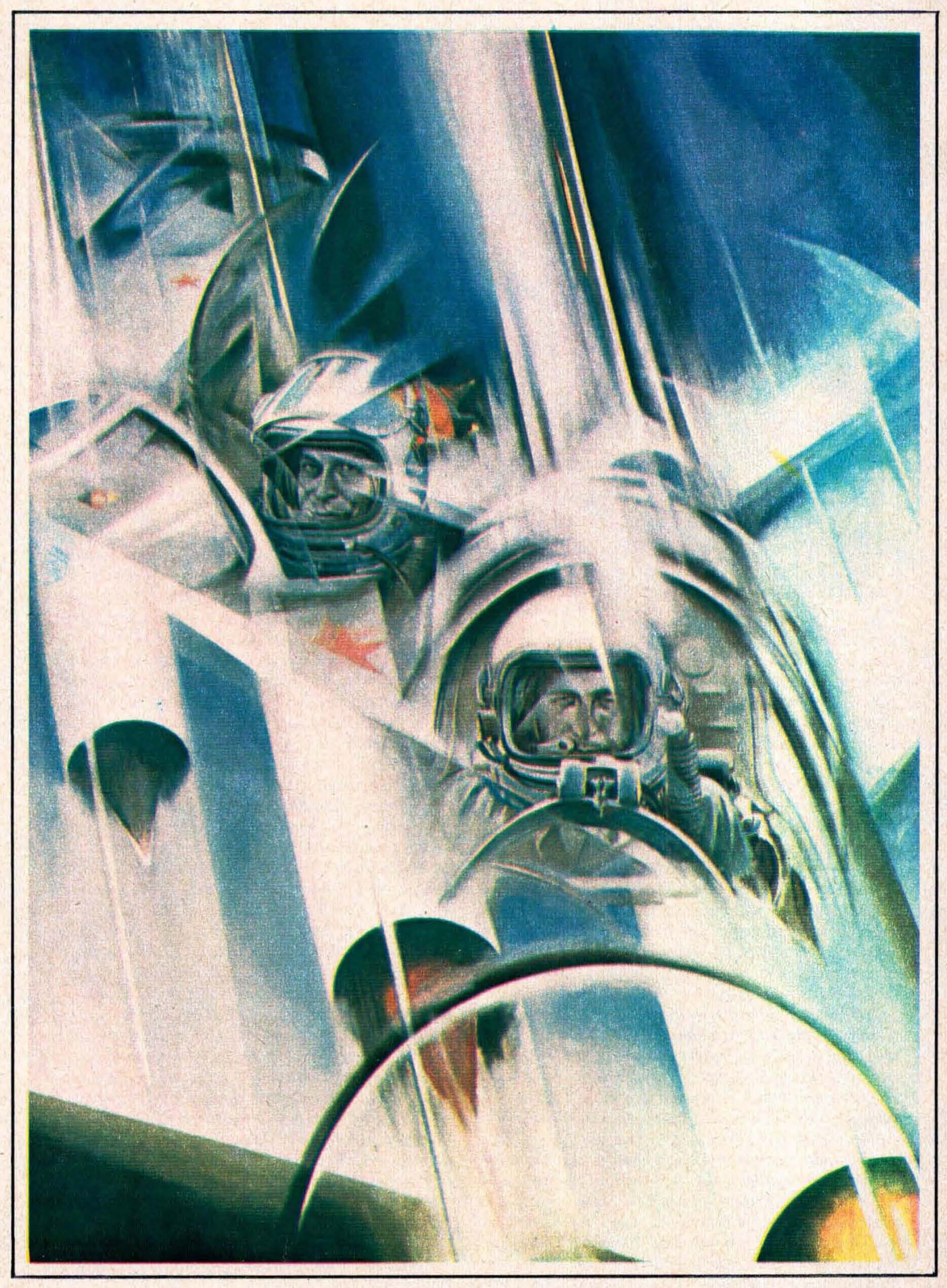
„Der Matrose malt",
Öl, Fritz Eisel, 1977



„Dat du min Leevsten büst",
Zinkographie, Paul Klimpke 1977

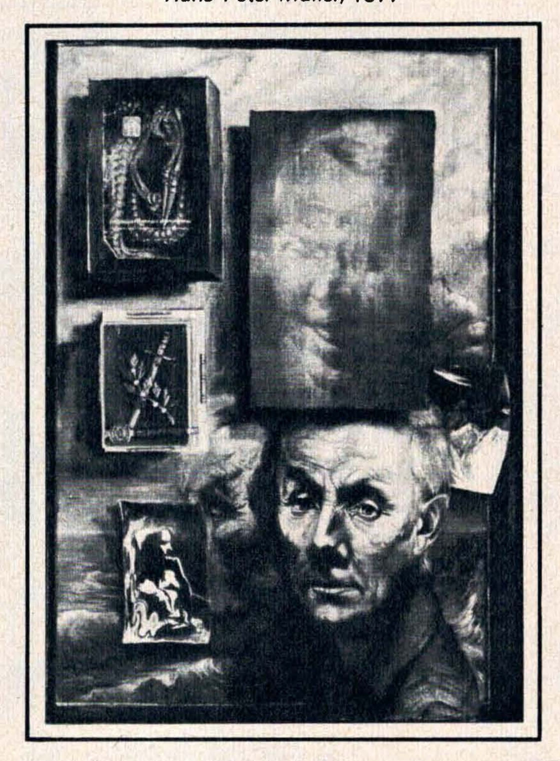


Grafik auch „unsere" Thematik bereichert.
In der Grafikabteilung findet man noch Militärisches in einigen Blättern von Manfred Butzmann. Aus seiner Blattfolge „Eindrücke" sieht man die Aquatintaradierungen „Stube", „Sturmbahn" und „Schießplatz". Butzmanns „Eindrücke" sind hart, so wie das Leben in den Streitkräften nun mal ist. Da ist keiner auf Rosen gebettet („Stube"), und auch der „Schießplatz" sowie die „Sturmbahn" sind nicht gerade so dargestellt, um Frohsinn zu vermitteln. Es sind ernste Stätten, wo Entscheidungen darüber fallen, ob der Soldat den hohen Forderungen gerecht wird oder nicht.
In der Aquatintatechnik, die Butzmann virtuos beherrscht, vereint sich bei ihm immer zeichnerische Realitätstreue mit dem Atmosphärischen einer Stimmung in einem selbst erlebten Innen- oder Landschaftsraum. Vielleicht regt die Kargheit der Butzmannschen Soldatenstube manchen Vorgesetzten an, in seinem Bereich zu prüfen, ob sich nicht die Umweltbedingungen noch verbessern ließen.
Die Sturmbahn hingegen ist und bleibt eine harte Angelegenheit. Das Verhältnis zu ihr ist wohl am ehesten zu mildern, indem man ihre Notwendigkeit einsieht. Und es gibt in den Streitkräften neben harten unabänderlichen Tatsachen auch solche, die in der Meisterung und Bewährung zur Tugend werden können. So sehr eine nüchterne Sicht auf die NVA mit künstlerischen Mitteln nötig und berechtigt ist, genauso sollten aber auch die anderen möglichen „Eindrücke" von den Künstlern entdeckt werden: Kühnheit, Liebe zur Heimat und zum Waffenbruder, Beherrschung der Technik, Elan und Disziplin, Humor, Freizeit, Kollektivgeist und Kameradschaft. Dem Rundgang der VIII. folgend, gelangt man nun in die 1. Etage und damit zur Malerei und Plastik. AR-Leser werden auch hier gleich einem „Bekannten" begegnen. Es ist das Bild „Nach dem Einsatz" des Dresdner Malers Christoph Wetzel, abgedruckt und besprochen in AR 3/75. Suchen wir weiter nach Militärischem, dann erblickt man bald das von Hans-Peter Müller gemalte „Bildnis Oberstleutnant d. R. Manfred Opitz".
Müller zeigt uns den Oberstleutnant nicht in einer ortsgebundenen Situation. Das Gesicht blickt aus dem Bild heraus am Betrachter vorbei, trägt offene und sympathische Züge, die von Menschenkenntnis und Lebenserfahrung geprägt sind. Das Porträt ist ganz in das rechte untere Viertel des hochformatigen Bildes gerückt und steht im Bild vor einem Bild, an das Insignien des Berufes – ein Ehrengeschenk für 25jährige Dienstzeit bei der NVA und die Achselschnur für Offiziere – geheftet sind. Die Räumlichkeit des Bildes erfährt einen Bruch gegenüber der realen Raumerfahrung. Das ist für den Künstler ein erlaubtes Mittel, um verschiedene Handlungs-, Orts- oder Zeitebenen in einem Bild zu vereinen.
Daß das bei Hans-Peter Müllers Gemälde dem Betrachter nicht in aller Schlüssigkeit gelingen wird, liegt sicher daran, daß die Bedeutung der Gegenstände und Erinnerungsbilder schwer auszumachen ist. Bei zwei anderen Bildern ist die Bildidee grund-



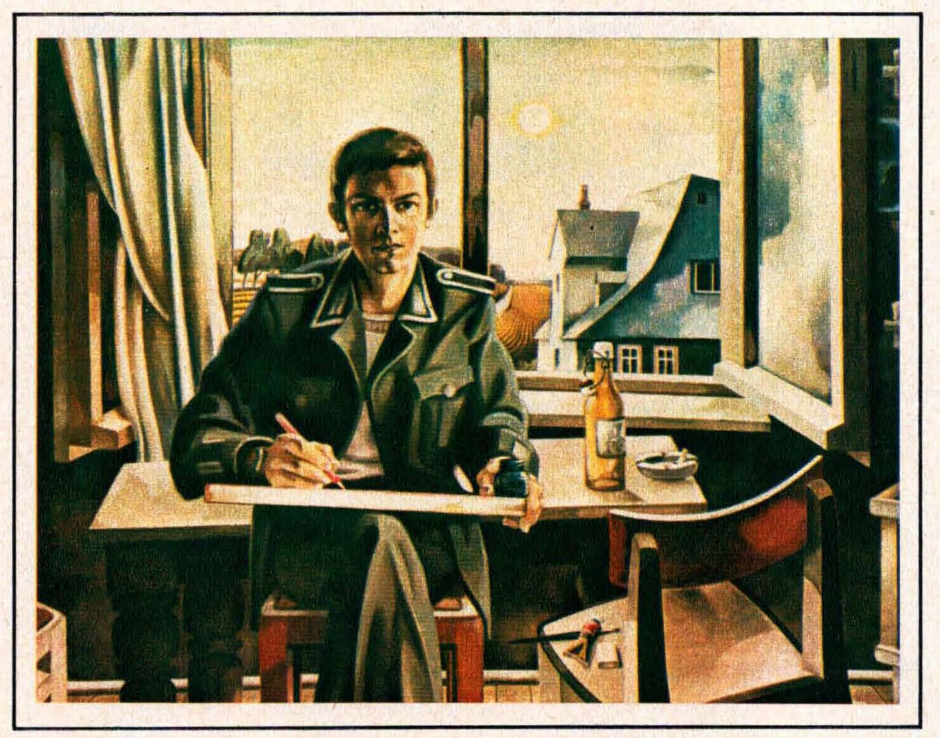
„Waffenbrüder – Klassenbrüder, vereint unbesiegbar", Öl,
Paul Michaelis, 1976

„Bildnis Oberstleutnant d. R. Manfred Opitz", Öl, Hans-Peter Müller, 1977

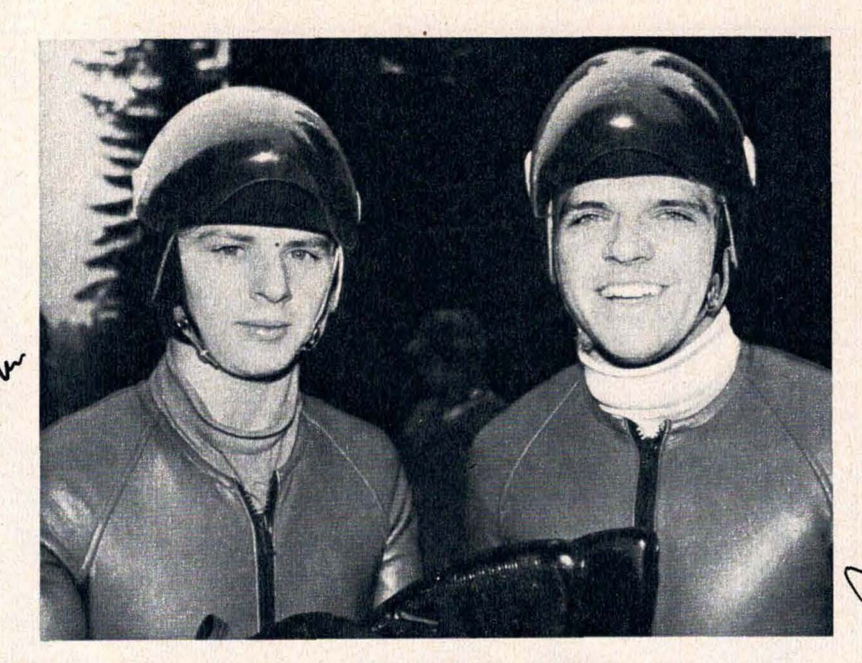


sätzlich von mehr Gelöstheit getragen. Einmal befindet sich „Unteroffizier Frank G. auf Urlaub" (Werner Gottsmann). Der Unteroffizier hat sich mit Tuschfaß, Feder und Zeichenbrett dem Betrachter gegenüber gesetzt und zeichnet. Das ist sicher kein problemgeladenes Bild. Doch es hat seine Berechtigung, weil es dem Betrachter ein Gefühl von Harmonie und Stimmigkeit zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft nahelegt.
Ein anderes Bild, jedoch zum gleichen Sujet, kommt von Professor Fritz Eisel: „Der Matrose malt". Der Ort, an dem der Matrose malt, ist ein leerer Sandstrand; im Hintergrund das stille Meer und darüber der Himmel eines ruhigen, aber nicht gerade sonnigen Tages. Der Matrose sitzt vor einer kleinen Feldstaffelei, hat den Pinsel in der Hand, schaut uns an, ist unschlüssig. Das ist alles naiv und unbekümmert ausgelegt und im Ansatz heiter. Der verschlossene Gesichtsausdruck des Matrosen stellt diesen Ansatz jedoch wieder in Frage. Hört man nur den Titel des Bildes, so erwartet man doch vielleicht etwas Lustiges. Mir ging es so. Das Bild gibt aber nur die lakonische Szene wieder, ohne zur tieferen Deutung der Figur zu gelangen oder die Situation im Komischen auszukosten. Schade, wo der Freizeitbereich des Armeelebens noch eher als die Dienstsphäre eine Bildidee liefern könnte und der Betrachter auch mal was zum Schmunzeln hätte.
Siegfried Besser, ein Erfurter Künstler, hat in der Ausstellung sein Bild „Am Morgen" hängen. Es ist eine Figurenkomposition, ein Gruppenbild, das stark handlungsbedingte Züge aufweist. Eine Gruppe Soldaten kommt von der Ausbildung im Übungsgelände zurück. Sie sitzen zu beiden Seiten auf einem LKW. Der Morgen dämmert herauf. Am Horizont zeigt sich ein nebliges Orange. Die Farbigkeit des Bildes ist der Monotonie der Uniformfarben angelehnt. In die allgemein kühlen Farben sind warme Nester von Braunockertönen eingebettet. Die Soldaten nehmen unterschiedliche Haltungen ein, die von der Kondition und dem Erschöpftsein berichten. Die Gestalten fügen sich kompositorisch zu einer Ellipsenform, die durch die Gegenüberstellung von zwei Schlafenden und je zwei wachen Soldaten bestimmt wird. Das Rund wird nur durch den Ausblick auf die zurückgelegte Wegstrecke durchbrochen. So durchdacht und gelungen die Komposition und die Farbkonzeption scheinen, in der zeichnerischen Charakterisierung zumindest der vier nicht schlafenden Soldaten wünschte man sich mehr Individualität in der Haltung und im Porträt.
„Waffenbrüder – Klassenbrüder, vereint unbesiegbar" nennt Professor Paul Michaelis sein Bild. Man sieht im wesentlichen zwei Flugzeugkanzeln, angedeutete Triebwerke und das malerische Verwischen der Formgrenzen, die den Eindruck von hoher Geschwindigkeit erwecken. Die Komposition fügt Gestaltungselemente geometrischer Form zueinander, die durch eingeschobene Embleme und gegenständliche Andeutungen ihre Konkretheit bekommt. Mit gemeinsamem Ziel fliegen hier ein sowjetischer und ein NVA-Pilot einer gemeinsamen Gefechtsaufgabe entgegen. Im Zentrum des Bildes sind die Helme mit den Gesichtern und einige Instrumente zu sehen. Michaelis hat diese Teile des Bildes fast einfarbig und sehr naturnah gemalt, so daß man an Dokumentarfotos von Kosmonauten oder berühmte Flieger erinnert wird. Nach diesem Bild entstand ebenfalls eine AR-Grafik.
Nur ein paar Schritte weiter und dem Betrachter begegnen erneut zwei Flugzeuge. Sie fliegen am nachtschwarzen Himmel. Am unteren Bildrand ist eine Küstenlandschaft mit einer Mole erkennbar. Lampen und Positionslichter deuten auf deren Verlauf. Das karge Bild trägt den Titel „Landschaft". Professor Fritz Eisel hat es gemalt. Es mutet fast grafisch an, so stark ist der Helldunkelkontrast.
Die Flugzeuge sind groß und leuchtend in silbrigem Hellblau auf die linke obere Hälfte der Diagonalachse des Bildes komponiert, während die wenigen Anhaltspunkte für die Landschaft im unteren Viertelstreifen liegen. Eisel scheint das Abgekürzte zu bevorzugen. Er konfrontiert beeindruckende Militärtechnik und Landschaft in undurchdringlicher Nacht. Damit wird bewußt gemacht, daß der Luftraum unserer Republik zu jeder Zeit bewacht ist ...
So zeigen sich auf der „VIII." Kunstwerke als unentbehrliche Verständigungsmittel.
Der Zweck ist selten ein Schluß, mehr ein In-Gangbringen des Selbstentdeckens und neuer Denk- und Diskussionsanstöße. Auch in den Themen zur sozialistischen Landesverteidigung.
Rudolf Schäfer

„Unteroffizier Frank G. auf Urlaub", Öl, Werner Gottsmann, 1976



„Am Morgen", Öl, Siegfried Besser, 1977



Norbert Hahn,

der Steuermann und Tempomacher:

Geboren am 6. Januar 1954 in Elbingerode/Harz, 1,82 m groß, 73 kg schwer, verheiratet, Student an der DHfK (Ziel: Diplomsportlehrer). Bevorzugt klassische Musik und Abenteuerromane von A. Dumas, widmet sich gern dem Motorsport und verzehrt am liebsten Kohlrouladen, Hefeklöße mit Blaubeeren und „Schwammsaures" nach Mutters Speisezettel.

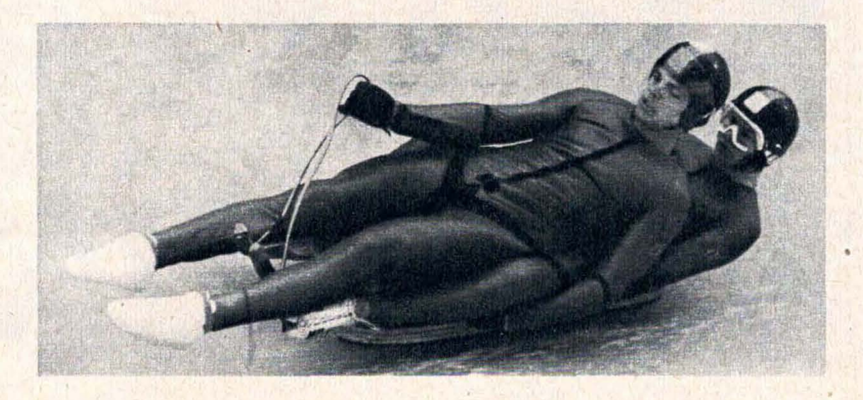
Hans Rinn,

der Obermann:

Geboren am 19. März 1953 in Langewiesen Kr. Ilmenau, 1,87 m groß, 88 kg schwer, noch ledig. Studiert Elektrotechnik, liebt Motorsport, Basteln und moderne Musik, ißt grundsätzlich alles, was „gut schmeckt", nur keine Fischgerichte.

Mit dem Rennschlitten-Doppelsitzer wurden sie Junioren-DDR-Meister 1969 und 1972, Junioren-Europameister 1972, DDR-Meister 1973, 1974, 1976 und 1977, Europameister 1973 und 1975, Olympiasieger 1976, Weltmeister 1977.

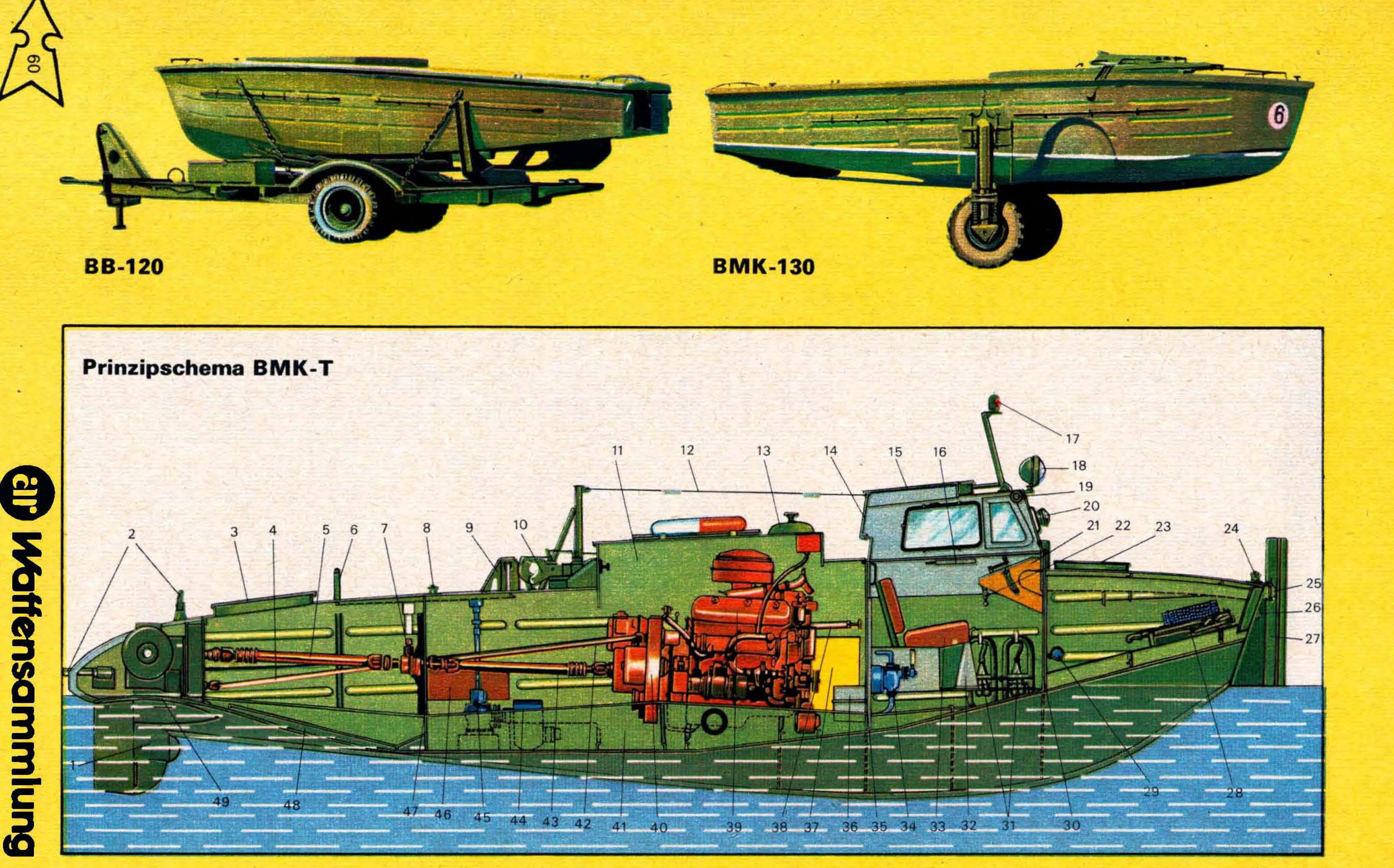
Autogramm-Adresse:
Leutnant Hans Rinn und Unterleutnant Norbert Hahn
6055 Oberhof, Postfach 69909

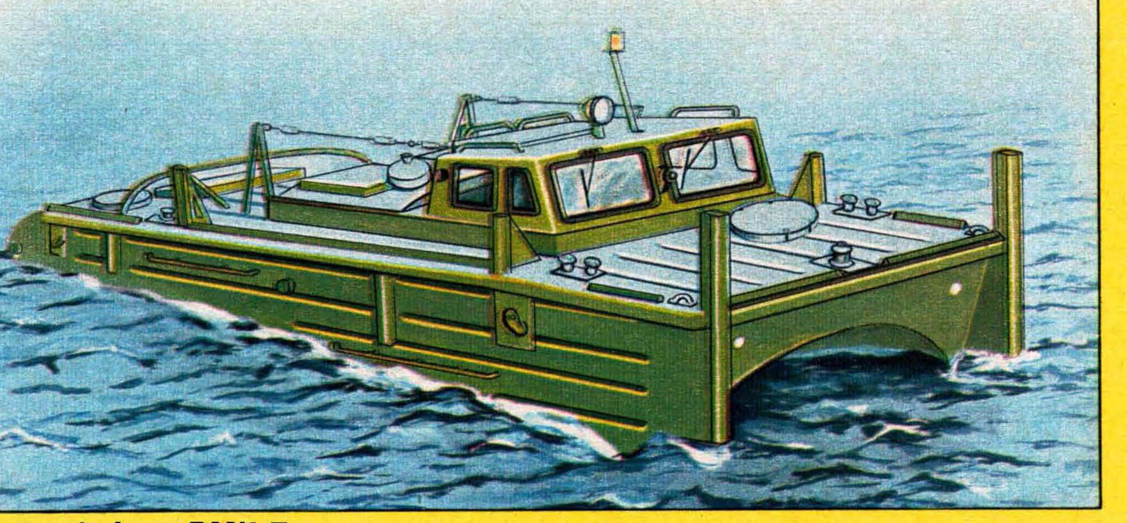


Bugsierboote gehören wie die Sturm- und Flußsicherungsboote zu den Wasserfahrzeugen der Pioniertruppen. Sie besitzen einen robusten Bootskörper und sind für das Schleppen und Drücken (Bugsieren) von Lasten auf dem Wasser bestimmt.
Im militärischen Bereich werden sie vorwiegend zum Bugsieren von Übersetz- und Brückenfähren und in besonderen Fällen als Rettungs- und Bergungsfahrzeuge sowie für andere Pionierarbeiten auf dem Wasser eingesetzt. Sie gehören zum Bestand der Pontonbrückenparks und sind eng mit deren Entwicklung verknüpft.

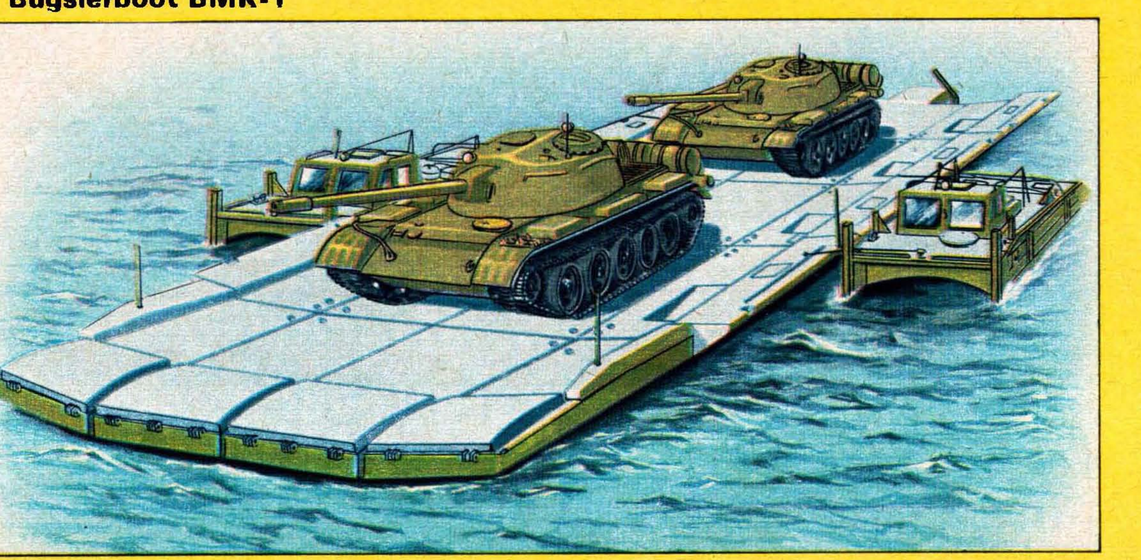
Bugsierboote

Der Bau von Pontons ist erstmalig aus dem 17. Jahrhundert bekannt. Es waren die im Schiffbau schon damals bekannten Holländer, die kleine Schwimmkörper mit senkrechten Seiten, spitzem Bug und Heck sowie flachem Boden herstellten. Ihnen gleich taten es die Franzosen. Sie besaßen 1672 bereits einen vollständigen Pontontrain (Pontonpark). Aber auch die anderen europäischen Armeen „kiebitzten" und bauten Pontons, so daß im 18. Jahrhundert alle Armeen ihre Trains besaßen.
In der russischen Armee wurde 1872 ein Ganzmetallponton eingeführt, der sogenannte Pontonruderpark. Dieser galt bis zum Ende des ersten Weltkrieges als modernster Park. Wie aus dem Wort schon hervorgeht, wurde dieser und auch alle anderen Pontonparks gerudert und nicht bugsiert. Und das sollte noch eine Zeit so bleiben. Denn auch die Entwicklung des militärischen Schwimmbrückenbaus bis und nach dem ersten Weltkrieg erbrachte hierfür zunächst noch keine nennenswerten Veränderungen. In Europa waren es vorwiegend die Armeen Frankreichs, Österreichs und auch Deutschlands, die ihr Kriegsbrükkengerät vervollkommneten. Die Ponton- und Übersetzfähren wurden robuster, ihre Tragfähigkeit erhöhte sich, sie wurden aber auch schwerer. Anfang der 30er Jahre entwickelte Deutschland das Brückengerät A und B. Die Pioniertruppen der Roten Armee erhielten unter anderem die technisch hochentwickelten Pontonparks NLP, N-2-P und den Spezialpontonpark SP-19. Aber auch diese Parks mußten noch gerudert, mit Seilen gezogen oder ähnlich wie manche Kahnfähren heute noch an einem Gierseil befestigt werden.
Während und nach dem zweiten Weltkrieg nahm der militärische Brückenbau einen weiteren Aufschwung. Die Rote Armee erhielt die Parks LPB, SPB, TPP und Anfang der 50er Jahre den Park PMP. Die Parks SPB, TPP und vor allem der PMP wurde für Lasten ausgelegt, die mit manueller Ruderkraft in schnellfließenden Gewässern nicht mehr zu bewegen waren. In der Sowjetarmee wurden deshalb hierfür spezielle Bugsierboote entwickelt. Es entstanden unter anderem die Typen BB-120, BMK-130, BMK-150 und das BMK-T.
Die Entwicklung der Pioniertruppen der Nationalen Volksarmee ist untrennbar verbunden mit der sich zunehmend vertiefenden Waffenbrüderschaft zwischen den Angehörigen der Sowjetarmee und der Nationalen Volksarmee. Die Sowjetarmee unterstützte uns von Anbeginn an uneigennützig. So auch mit den Pontonparks LPB, SPB, TPP und PMP. Diese Entwicklung hat mancher „alte" Pionier selbst erlebt. Noch zur Zeit der Kasernierten Volkspolizei, als zur Ausbildung der Park LPB genutzt wurde, mußte gerudert werden. Da hieß es noch: „Ruder legt aus", „rudert an" usw. Ungewohnt war diese Tätigkeit und die Hände bekamen viele Blasen, später wurden es harte Schwielen . . . Heute ist es Geschichte.
Moderne Bugsierboote lösten die Ruder ab, und ein moderner Pontonpark ist heute ohne Bugsierboote undenkbar.
Das BB-120, auch von der NVA in Lizenz nachgebaut, besaß einen IFA-Horch-Motor mit einer Höchstleistung von 120 PS bei 2000 U/min. Die Zugkraft betrug im Vorwärtsgang 1200 kp und im Rückwärtsgang 700 kp. Leistungsfähiger sind die Bugsierboote BMK-130 bzw. 150. Sie haben eine Zugkraft am Haken von 1500 kp und das BMK-T von 2000 kp im Vorwärtsgang. Die Fahrgeschwindigkeit auf dem Waser beträgt beim BMK-T bis 20 km/h, mit einer beladenen 60-Mp-Fähre PMP bis 9 km/h. Mit dem BMK-130 bzw. 150 werden Fahrgeschwindigkeiten von 22 km/h bzw. Bugsiergeschwindigkeiten bis 7 km/h erreicht. Die Boote sind bis zur Windstärke 5 und einem Seegang der Stärke 3 stabil. Sie sind auch noch bei einer Wellenhöhe von 1 m seetüchtig.
Das Boot BMK-T kann im Unterschied zu den Booten BMK-150 bzw. BMK-130 auf der Stelle wenden. Es hat eine bessere Steuerfähigkeit im Vorwärts- und Rückwärtsgang.
Der Bootskörper ist der tragende Teil des Bugsierbootes, der alle anderen Baugruppen wie Kraftanlage, Bugsiereinrichtung und Transportvorrichtung in sich aufnimmt. Seine Form verleiht ihm ausreichend gute Wasserfahreigenschaften. Die bei den Pioniertruppen der NVA verwendeten Bugsierboote besitzen durchgehende, unteilbare Kon-

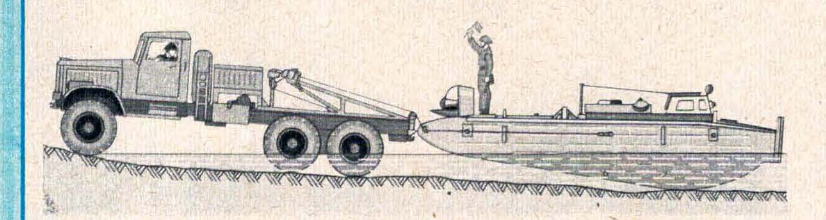

BB-120
BMK-130
Prinzipschema BMK-T
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49

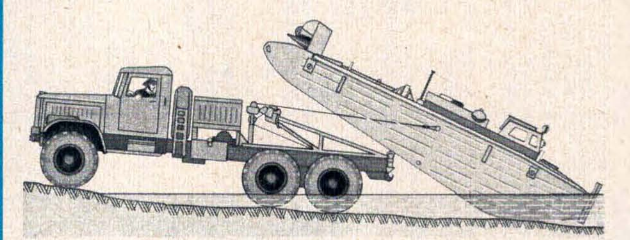


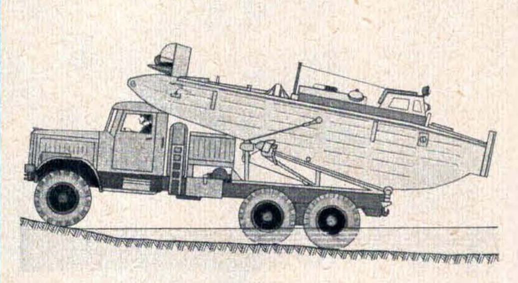
Bugsierboot BMK-T



1 Antrieb
2 Heckbügel
3 Heckluke
4 hintere Gelenkwelle für das Kippwerk
5 hintere Antriebswelle
6 Bugsierbügel
7 Handantrieb für das Kippwerk
8 Poller
9 Bordwiderlager
10 Bugsierhaken
11 Motorraumabdeckung
12 Strecktau
13 Luftstutzen
14 Klappe
15 Lukendeckel
16 Flagge
17 Topplicht
18 Suchscheinwerfer
19 Scheibenwischer
20 Signalhorn
21 Bedienungspult
22 Handgashebel
23 Bugluke
24 Poller
25 vordere Scheuerleiste
26 Rückstrahler
27 Druckvorrichtung
28 Anker mit Ankertau
29 Ejektor
30 Schott (3. Spant)
31 Handlampen
32 Megaphon
33 Fahrersitz
34 Hand-Lenzpumpe
35 Schott (5. Spant)
36 Werkzeugkasten
37 Kraftstoffbehälter
38 Starthilfe
39 Motor
40 Verteilergetriebe mit elektromagnetischen Kupplungen
41 Kielschwein
42 vordere Gelenkwelle für das Kippwerk
43 vordere Antriebswelle
44 Behälter
45 Kingston (Flutventil)
46 Batteriekasten
47 Schott (10. Spant)
48 Flächenkühler
49 Außenhaut







Verladen des Bugsierbootes:
1. Anheben auf die hinteren Stützrollen,
2. Hochziehen über den Totpunkt und Aufsetzen auf die vorderen Stützrollen,
3. Hochziehen des Bootes über die Stützrollen bis zum Anschlag und Befestigung.

struktionen. Sie bestehen aus einem Gerippe von Querspanten und Längsverbindungen, das mit einer Außenhaut umspannt ist. Der Bootskörper des BMK-T ist z. B. durch wasserdichte Schotten in vier Abteilungen unterteilt. Dadurch bleibt die Ladesicherheit beim Fluten jeder beliebigen Abteilung erhalten.
Als Kraftanlage verwendet man ein oder zwei Kraftfahrzeugmotoren, die wiederum ein oder zwei Schiffspropeller antreiben. Die Kraftübertragung ist einfach und besteht gewöhnlich aus dem Bootswendegetriebe mit elektromagnetischer Kupplung und Untersetzungsgetriebe.

Die Bugsiereinrichtung ist die wichtigste konstruktive Besonderheit der Boote. Sie besteht aus dem Bugsierhaken mit Stahlseil zum Schleppen von Lasten und aus der Schubvorrichtung am Bug des Bootes, die für die verschiedenen Bootstypen und Lasten unterschiedlich ausgelegt sein kann. Alle anderen Baugruppen, wie Ruder- und Lenzeinrichtung, Beleuchtungs-, Signal- und elektrische Anlage sowie Anker- und Anlegevorrichtung, unterscheiden sich nicht von den üblichen.
Die Transportvorrichtung kann als Spezial-Einachsanhänger oder als abnehmbare bzw. abklappbare Einzelradaufhängung mit einer speziellen Zuggabel ausgerüstet sein, die am Bug oder Bootsspiegel befestigt ist. Das BMK-T wird auf einem speziellen Transportfahrzeug transportiert. Hierbei handelt es sich um einen geländegängigen, robusten Lastkraftwagen des Typs KrAZ-255 mit Spezialpritsche. Diese Transportart hat gegenüber dem Transport angehängter Bugsierboote den Vorteil, daß sich die Geländegängigkeit beim Landmarsch wesentlich erhöht. Weitere technische Daten enthält die Tabelle.
Oberstleutnant Ing. E. Allmendinger
Zeichnungen: H. Rode, G. Hansens

Taktisch-technische Daten einiger Bugsierboote

Bootstyp	Masse in kg	Länge in mm	Breite in mm	Höhe in mm	Tiefgang in mm	Zugkraft vorwärts in kp	rückwärts in kp	Transportvorrichtung
BB-120	3500	7850	2100	1500	550	1200	700	Spezialeinachsanhänger
BMK-130	3500	7850	2100	1500	600	1500	800	abklappbare Einzelradaufhängung
BMK-T	6000	8600	2700	2200	750	2000	1600 (längsseits)	KrAZ 255 mit Spezialpritsche

Foto: Manfred Uhlenhut



PALMEN

Kubanische Reisenotizen von Oberst K. H. Freitag

geschichten



1

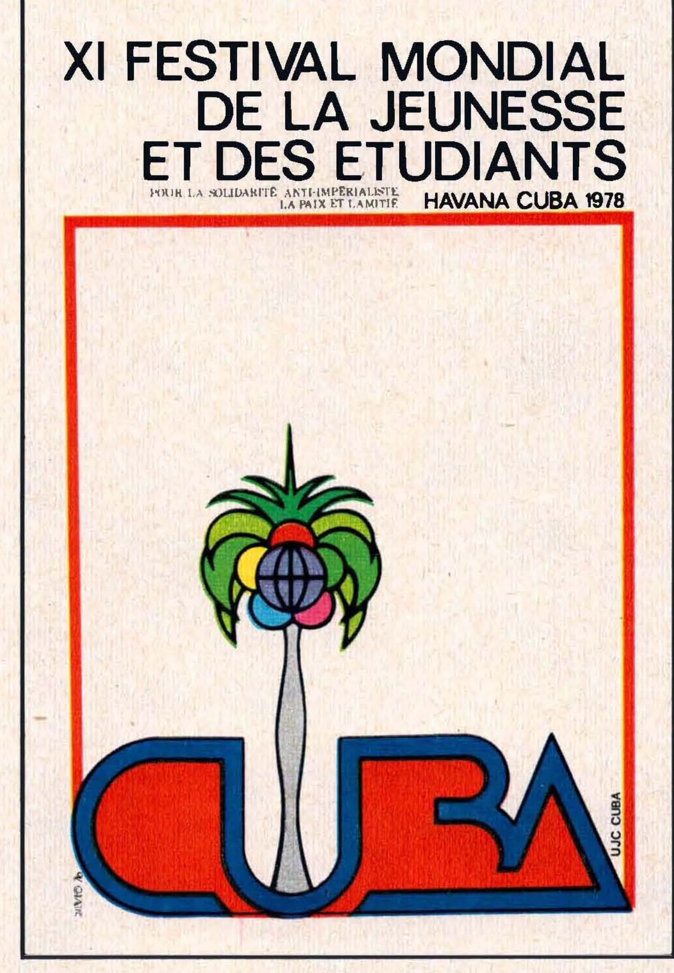
Es wäre nachgerade anomal gewesen, hätten mich die Palmen mit ihren majestätischen Kronen nicht fasziniert. Schließlich war ich zu Wintersanfang in Berlin abgeflogen, hatte über den grönländischen Gletschern ein deutliches Frösteln verspürt und in Montreal bei elf Grad minus Schnee gesehen. Und nun, knappe vier Stunden nach der Zwischenlandung in der kanadischen Olympiastadt, nächtliche 27 Grad plus und drückende Schwüle und Palmen ringsumher: Ja, ich bin in Kuba! Zunächst geneigt, die Arecaceare Palmae nur als charakteristisches Zeichen kubanischer Vegetation zu nehmen, wurde ich bald darauf eines Besseren belehrt. Das veranlaßte mich, meine Reisenotizen Palmengeschichten zu nennen.

Eine junge Frau mit glänzend schwarzem Haar, nach der sich – wie ich in den dreizehn Tagen unschwer feststellen konnte – so mancher Mann wohlgefällig umdrehte, fungiert als Dolmetscherin. Susana Hernández (1) ist 23 Jahre alt, Arbeiterkind aus Havanna und hat vor kurzem ihr Studium beendet. Ihr danke ich eine sehr gute Übersetzung meines Vortrages bei einem Kolloquium des kubanischen Journalistenverbandes, und von ihr erfahre ich auch, was die Palme in den Augen der Kubaner darstellt: Schlank, unverzweigt und hoch aufstrebend, symbolisiert sie stolze und aufrechte Haltung, Unbeugsamkeit. Das sind zweifelsohne Eigenschaften, die das kubanische Volk in seinem hundertjährigen revolutionären Kampf oft genug bewiesen hat. Eigenschaften demzufolge, die ihm halfen, letztlich den Sieg zu erringen und vor der Haustür des USA-Imperialismus mit dem Aufbau des Sozialismus zu beginnen. Und so verstehe ich, daß die Palme im Staatswappen ebenso wenig nur ein Symbol für Fauna und Flora des Landes ist wie auf dem ersten Festivalplakat (2), das mir – noch druckfrisch – überreicht wird. Gleiches betrifft den Palmenhain um das Memorial der „Granma" (3) im Zentrum von Havanna.

Stilisierte Palmen sind es demnach auch, die das Bauwerk tragen, in dem die von sowjetischen Spezialisten instandgesetzte Yacht konserviert ist, mit der Fidel Castros Kampfgruppe am 2. Dezember 1956 am Kap Cruz landete. Ihre Kapazität, lese ich, war mit 25 Personen angegeben. In der Tat aber hatte sie 82 Revolutionäre durch den stürmischen Golf von Mexiko zu tragen gehabt. Nur zwölf überlebten die Kämpfe bei der Landung. Sie zogen sich in die Berge der Sierra Maestra zurück und formierten dort die Rebellenarmee, von der Fidel Castro auf dem

1. Parteitag der KPK sagte, daß sie „die Seele der Revolution" war. Inzwischen ist daraus eine reguläre, eine moderne sozialistische Armee geworden. Die Ehrenwache an der „Granma" wird von den besten Soldaten der Revolutionären Streitkräfte (FAR) gestellt.

Schade, die Parade zum 20. Jahrestag der FAR konnte ich nicht mehr selbst sehen; unsere Maschine landete genau zwölf Stunden danach auf dem Flughafen „José Marti". So muß ich mich mit einer Fernsehaufzeichnung begnügen.
Ich sehe sie an einem Samstagabend im ehemaligen Habana Hilton, das heute Habana Libre heißt und in dem die Hautfarbe längst nicht mehr Kennzeichen dafür ist, ob man Hotelgäste oder Bedienstete vor sich hat. Wie ich später feststellen konnte, vermochten weder Farah Maria noch Argelia Fragoso, zwei der populärsten Schlagersängerinnen, auch nur annähernd so viel Menschen an den Bildschirm zu locken wie die Soldaten der Fuerzas Armadas Revolucionarias. Nahe den Fächerpalmen im schwül-warmen Foyer drängen sich etwa zweihundert Kubaner um das Fernsehgerät.



2

Mit ihnen schaue ich mir an, wie ehemalige Kämpfer der Rebellenarmee – geführt von Brigadegeneral Rolando Kindelan (4) – an der Ehrentribüne vorbeidefilieren. Männer in historischen Uniformen und hoch zu Pferde (5) erinnern an den Befreiungskampf gegen die spanischen Kolonialisten während der Jahre 1868 bis 1895. Dann die Marschkolonnen: Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere vom tiefsten Schwarz bis zum hellen Weiß tragen selbstbewußt ihre Kalaschnikow; tadellos die Disziplin. Schließlich der Aufmarsch moderner Kampftechnik: Achtrad-SPW, Kanonen und Haubitzen, Brückenlegegeräte, Geschoßwerfer, Panzer des Typs T-62 (6).
Die Bilder mit den Fliegerabwehrraketen führen mich wieder zurück zum Memorial der „Granma". Zwischen zwei Palmen hatte ich dort die Turbine einer U-2 gesehen, mit der gleichen Rakete vom kubanischen Himmel geholt wie einst der amerikanische Spionageflieger Powers über sowjetischem Territorium. Kubas Soldaten wissen um ihre Verantwortung für den militärischen Schutz des Sozialismus. Und sie beherrschen ihre modernen Waffen.



Die Uniform der FAR ist olivgrün. Ebenso heißt auch die Armeezeitschrift: „Verde olivo". In der Redaktion treffe ich meinen alten Freund und Genossen Oberst Eduardo Yasells, Chefredakteur, den ich schon mehrmals in unserer Republik begrüßen konnte. Und da wir gleichermaßen schlecht englisch sprechen, gelingt es uns immer wieder, uns auch ohne Dolmetscher gut zu verständigen.
In dem von ihm geleiteten Journal, es erscheint wöchentlich mit 68 Seiten, hat besonders Ernesto Che Guevara viel publiziert. Eduardo zeigt mir Che's alten Foto-

apparat, den dieser schon auf der „Granma" und in den Bergen der Sierra Maestra hatte. Mit ihm sind auch einige jener Bilder entstanden, die ich bereits im Revolutionsmuseum besichtigen konnte. Später, sagt mir der Oberst, wird die Kamera gleichfalls dort ihren Platz finden. Vorläufig möchte er sie aber gern noch in seinem Arbeitszimmer behalten. Es mag dies möglicherweise den Fotoreporter des „Verde olivo" zu besonders schneller und guter Arbeit inspirieren. Vierundzwanzig Minuten *nach* meiner Ankunft in der Redaktion erhalte ich die Bilder (7) *von* meiner Ankunft...

Auf dem Tisch liegt eine „Edicion Especial" der Armeezeitschrift, eine Sonderausgabe also. Darin auch abgedruckt die Order Nr. 2 786 des Obersten Befehlshabers der FAR. Mit ihr befördert Fidel Castro den Oberst Raúl Diaz Argüelles postum zum Brigadegeneral. Raúl Diaz Argüelles gab sein Leben auf afrikanischer Erde, an der Seite des angolanischen Volkes im Kampf gegen die imperialistische Verschwörung. Über die solidarische Hilfe, die Kuba der Volksrepublik Angola gab und gibt, wird weder hier noch anderswo viel geredet. Das sei für sie selbstverständlich, sagen mir die Genossen immer wieder. Kuba habe Solidarität von der Sowjetunion empfangen, von den anderen sozialistischen Ländern, von vielen Völkern der Welt. Das ist auch heute noch so. Was also wären sie für Kommunisten, wenn sie ihrerseits nicht helfen würden, wo Hilfe nötig ist?



Dies ist auch in dem kleinen Triunvirato, das ich besuche, keine Frage, auf die man die Antwort in langen und heißen



3









5

Debatten suchen müßte. Alle sind sie stolz auf jene Burschen aus ihrer Mitte, die – nur im räumlich so entfernten – Angola waren.
Tereza Súarez zählt zwar erst 16 Jahre, aber sie versteht durchaus, warum ihr Freund Julio eine Zeitlang weit weg von ihr war. Immer wieder hat sie ihm Mut gemacht, in nahezu fünfzig Briefen; so konnte der um einige Jahre ältere Julio seine militärischen Solidaritätsaufgaben auch mit Rückendeckung seiner Freundin erfüllen. Die ihm dafür mit Unterschrift Fidel Castros überreichte Urkunde ist beider größte Anerkennung.
In ihrer Korrespondenz konnte Tereza über vieles Neue berichten, was sich derzeit in ihrem Leben vollzogen hat. Der Wohnzimmertisch, an dem ich mit ihr sitze und an dem sie die jüngsten Briefe geschrieben hat, ist ebenso neu wie die Wohnung, in der er seinen Platz hat. Wenige Wochen vor meinem Besuch war Tereza mit ihren Eltern aus einer kleinen und alten Kate in die Dreizimmer-Wohnung mit Küche und Bad umgezogen. Nicht, wie man bei uns so sagt, mit Sack und Pack, sondern nur mit den ganz persönlichen Dingen. Die alten Tische und Bänke und Schränke wurden verbrannt. Die neuen Wohnungen waren bereits komplett eingerichtet. Selbst ein Fernseher fehlte nicht. Auf diese Weise haben in Triunvirato, eine der modernen Agrostädte Kubas, bisher 360 Familien der ärmsten Campesinos ein neues Leben begonnen; 1 600 Einwohner zählte Triunvirato bei meinem Besuch. Arbeit fanden sie in der Agrupacion Genetica Matanzas. Fast dreitausend umgeschulte Bauern sind in diesem Viehzuchtbetrieb beschäftigt, an dessen Wiege eine Majestät hinter Stacheldrahtzäunen stand.



Die Geschichte sei kurz erzählt. Die traditionelle kubanische Kuh war das übellaunige, bucklige, graue und mit seiner Milch geizende Zebu. Hin und wieder

sieht man es auch heute noch, am Rande mancher Zuckerrohrfelder. Mit ihm war der chronische Eiweißmangel, unter dem Millionen Kubaner litten, nicht zu beheben. Importe großen Stils waren einerseits wegen der USA-Blockade und andererseits wegen der hohen Kosten nicht möglich. So entschied man sich zwar auch für einen Import, aber für den von Zuchtbullen der Holsteiner Rasse, um mit deren Hilfe eine neue Rindersorte zu züchten.
Seine Majestät Tauro I. war der erste Bulle jener Kreuzung von Zebu und Holstein-Rind und damit ein Schatz, den es gut zu behüten galt. Deswegen Stacheldrahtzäune und schwerbewaffnete Wächter um seinen mit Klima-Anlage ausgestatteten und wie ein Badezimmer gekachelten Stall; durch ein Hanfseil war Tauro I. zudem noch Tag und Nacht mit seinem Leibwächter verbunden. Ich kann nicht anders als sagen: Tauro I. war ein fleißiger Rindermann und tat sein Bestes für eine reiche Nachkommenschaft. In der Agrupacion Genetica Matanzas sehe ich bereits putzmuntere und zu den größten Hoffnungen berechtigende Kälbchen der 3. Generation. Und da der Betrieb nicht nur seine Züchtungen in andere Landwirtschaftsbetriebe entläßt, sondern auch eine eigene Milchproduktion hat, kann ich beachtliche Zahlen notieren: 1972 kamen von hier nur ganze 150000 Liter Milch, 1976 hingegen schon mehr als 31 Millionen. Damit lernten die kubanischen Kinder ein ihnen zuvor weitgehend unbekannt gebliebenes Getränk kennen, dessen Tagesration während meines Aufenthaltes schon einen halben Liter beträgt. Die Rationierung von Butter konnte sogar aufgehoben werden.



Auf der Rückfahrt nach Havanna blättere ich in dem Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees an den 1. Parteitag der Kommunistischen Partei Kubas. Doch das Lesen fällt schwer. Im Auto sind sämtliche Fenster geöffnet; aber nur so kann man die Schwüle ertragen. Zum anderen schweifen meine Blicke immer wieder zu den Campesinos am Rande der Autobahn, die dort ihren Pferden die Sporen geben; ein ungewohntes Bild für uns. So wird es mit dem gründlichen Lesen nichts rechtes. Jedoch habe ich Zeit, über einen Satz nachzudenken, den ich dennoch aufgeschnappt habe: „In unserem sozialistischen Vaterland ist jeder Soldat ein Revolutionär und jeder Revolutionär ein Soldat."
Ich sehe die Direktorin des Mu-

6





7

seums für koloniale Kunst in Havanna vor mir, klug und charmant. Mehrmals im Monat geht sie, nachdem die Kinder ins Bett gebracht sind, Nachtstreife; wie Millionen Kubaner gehört sie einem „Komitee zur Verteidigung der Revolution" an. Wachsamkeit ist nach wie vor geboten.
Ich denke an Aurelio Pico, den zum Ingenieur gewordenen Arbeiter. Daran, wie er auf's Land ging, um die Campesinos das Lesen und Schreiben zu lehren, ihnen die Politik der Partei zu erklären, sie am Traktor auszubilden und am Gewehr.
René Mederos kommt mir in den Sinn, der bildende Künstler aus Havanna, mit dem ich einen Abend verbrachte. 1960 nahm er an einem Kursus für Artilleristen teil und manches Jahr sah ihn in glühender Hitze bei der Zafra, der Zuckerrohrernte. Nicht mit dem Malpinsel in der Hand, sondern mit der Machete. In ihrem wie im Leben vieler Kubaner läßt sich die Arbeit für die Revolution und die Verteidigung der Revolution nicht trennen. Und umgekehrt ist die sozialistische Entwicklung Kubas nicht denkbar ohne das militärische wie ökonomische Wirken der Armee.



EJT ist eine jedem Kubaner vertraute Abkürzung. Sie bezeichnet das im August 1973 gebildete und zu den Revolutionären Streitkräften gehörende Jugendarbeitsheer. Wie in den anderen Teilen der Armee dienen die Soldaten auch hier drei Jahre, erhalten sie politische und militärische Ausbildung. Zugleich aber sind sie an Aufbauschwerpunkten des Landes eingesetzt. Jorge López, Chefredakteur der Tageszeitung des Kommunistischen Jugendverbandes, sagt vom EJT, daß es die Rolle eines Schrittmachers bei der wirtschaftlichen Entwicklung Kubas erfüllt.
Auf einem EJT-Objekt bin ich soeben gefahren: Die achtspurige Autobahn von Havanna nach Santa Clara. Teniente Ernesto Ramirez erzählt mir, wie es weiter geht; der Leutnant kommandiert eine Kompanie im Jugendarbeitsheer. Bis 1980, erfahre ich, soll die Autopista Nacional endgültig fertiggestellt werden. Auf der Karte bekomme ich die Streckenführung erklärt: Sie reicht von Pinar del Rio, der Tabakprovinz im äußersten Norden Kubas, bis hinunter nach Guantánamo und wird fast alle Provinzhauptstädte miteinander verbinden. Neben seinen Genossen, den Soldaten des EJT, bauen auch tausende Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbandes daran. Sie haben noch allerhand vor sich: 230 Brücken sind zu errichten, 35 Millionen Kubikmeter Erde zu bewegen, 52 Millionen Kubikmeter Baumaterial aufzuschütten.
Eine weitere Aufgabe des EJT ist der Ausbau der Eisenbahnlinie nach Santiago de Cuba mit einem Schienenstrang von 1150 km und 53 Bahnhöfen, die bislang nur auf den Projektzeichnungen stehen. Zwar hatte Kuba die erste Eisenbahn in Lateinamerika, aber seit ihrem Bau im Jahre 1873 ist kaum etwas getan worden, um sie zu modernisieren und den Anforderungen der Gegenwart anzupassen. Dies zu tun, hat Kubas junge Generation als Jugendobjekt übernommen. Das Jugendarbeitsheer der FAR leistet dazu seinen Beitrag.



Die Festivalblume in der Palmenkrone markiert, worauf alle Initiativen der kubanischen Jugend gerichtet sind: Auf die Vorbereitung der XI. Weltfestspiele. Was anfangs eine grafische Lösung war, ist zu einem Impuls des Lebens geworden. Die jungen Gäste aus aller Welt werden im September dieses Jahres selbst sehen können, was ein Volk – stolz, aufstrebend und unbeugsam wie die Palmen seines Landes – vermag.

Fotos: Verde olivo (6), Langguth (1)

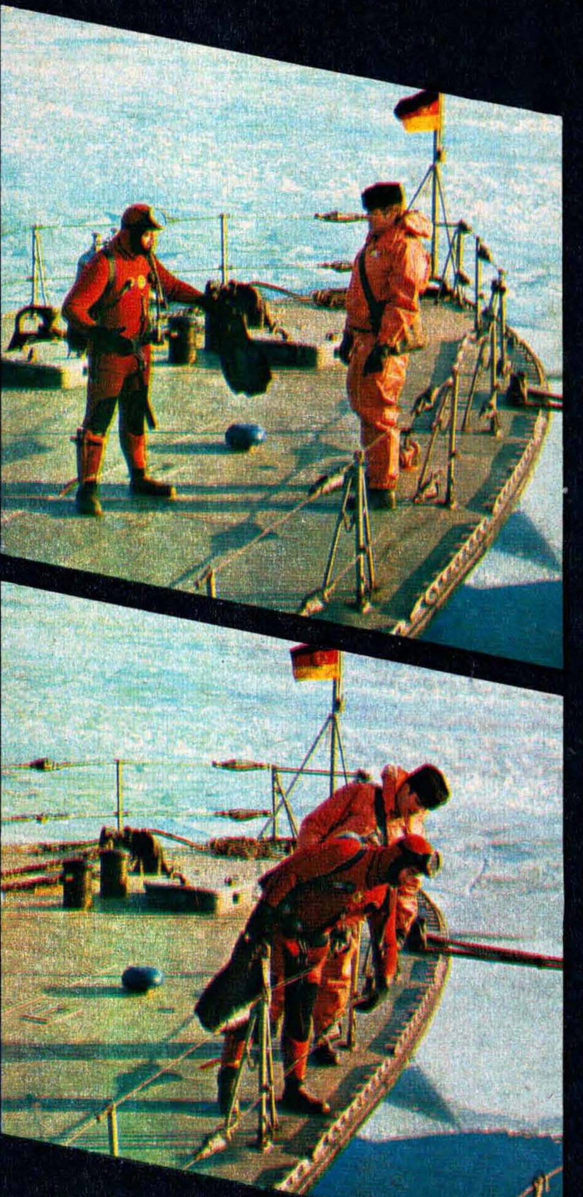


Übrigens

. . . weiß man in Kuba auch die Produktivkraft von Humor und Satire zu nutzen. Neben „Palante", dem kubanischen „Eulenspiegel", hat der Kommunistische Jugendverband mit „Dedete" eine eigene satirische Zeitung. Und selbst auf den Bier- und Rumdeckeln in den Gaststätten finden sich Humor und Satire.

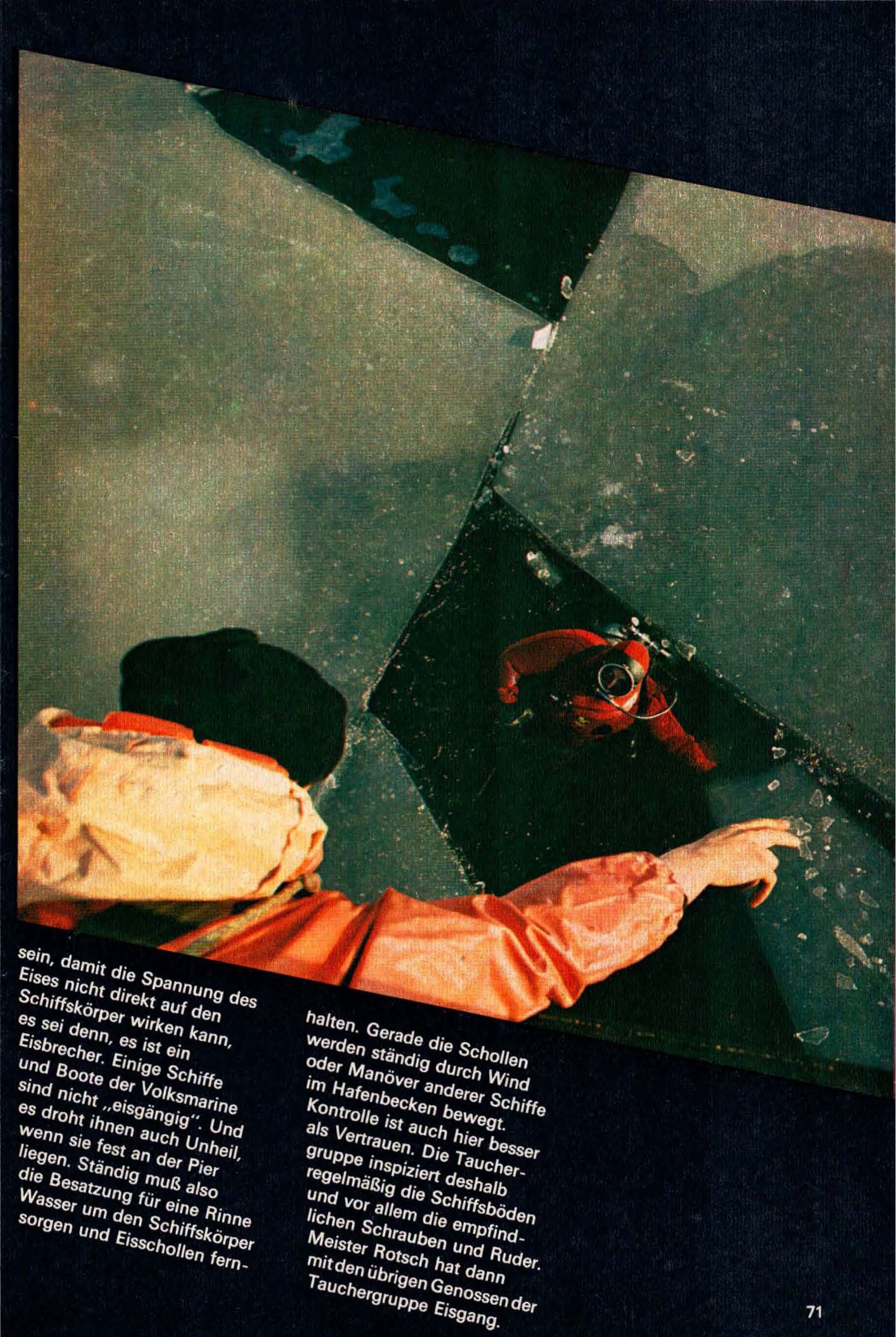
Eis gang

Bild und Text:
Oberstleutnant Ernst Gebauer





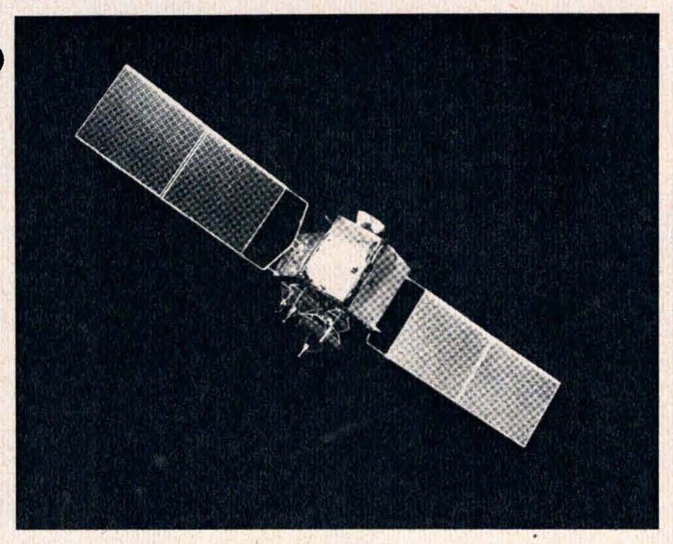
Das ist es im wahrsten Sinne des Wortes für Meister Ernst Rotsch. So wie man einem Schiff immer eine Handbreit Wasser unter dem Kiel wünscht, sollte es mindestens die gleiche Distanz zwischen Schiffskörper und Eis haben. Und dies auch dann, wenn es nicht auf offener See operiert, sondern im Hafen „eingefroren" ist. Ja nicht einmal einfrieren darf es. Immer muß diese bewußte Handbreit vorhanden



sein, damit die Spannung des Eises nicht direkt auf den Schiffskörper wirken kann, es sei denn, es ist ein Eisbrecher. Einige Schiffe und Boote der Volksmarine sind nicht „eisgängig". Und es droht ihnen auch Unheil, wenn sie fest an der Pier liegen. Ständig muß also die Besatzung für eine Rinne Wasser um den Schiffskörper sorgen und Eisschollen fernhalten. Gerade die Schollen werden ständig durch Wind oder Manöver anderer Schiffe im Hafenbecken bewegt. Kontrolle ist auch hier besser als Vertrauen. Die Tauchergruppe inspiziert deshalb regelmäßig die Schiffsböden und vor allem die empfindlichen Schrauben und Ruder. Meister Rotsch hat dann mit den übrigen Genossen der Tauchergruppe Eisgang.

AR 1/78 — TYPENBLATT — RAUMFLUGKÖRPER

Nachrichten-Satellit OTS (ESA-Westeuropa)



Technische Daten:

Verwendung	Testsatellit für die Nachrichtenübermittlung
Abmessungen	
Körperdurchmesser	1,62 m
Körperhöhe	2,39 m
Spannweite der Solarzellenflächen	9,26 m
Massen	
Startmasse	665 kg
Umlaufmasse	444 kg
Bahndaten (vorgesehene Werte):	
Bahnneigung	0°
Umlaufzeit	23 h 56 min
Perigäum	35 900 km
Apogäum	35 900 km
erster Start	13. 9. 1977 (Fehlstart)
bisher gestartet	1
	(Stand: November 1977)

Der von der westeuropäischen Raumfahrtorganisation ESA in Auftrag gegebene Satellit OTS wurde von mehreren Firmen gebaut. Er sollte der Erprobung eines westeuropäischen Kommunikationssystems via Satellit dienen. Es war vorgesehen, OTS 1 auf eine geostationäre Bahn in rund 36 000 km Höhe zu bringen und ihn bei 10 Grad östlicher Länge über dem Äquator zu „stationieren". Eine Minute nach dem Start explodierte jedoch die US-amerikanische Trägerrakete, und der Satellit ging verloren.

AR 1/78 — TYPENBLATT — PANZERFAHRZEUGE

Mittlerer Panzer „Chieftain" (Großbritannien)



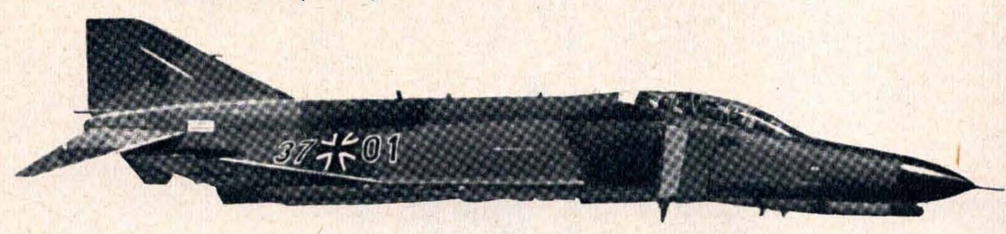
Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	52,2 t
Länge der Wanne	7 600 mm
Breite	3 500 mm
Höhe	2 620 mm
maximale Panzerung	150 mm
Fahrbereich	
Straße/Gelände	400/160 km
Höchstgeschwindigkeit	43,5 km/h
Überschreitfähigkeit	3 150 mm
Kletterfähigkeit	910 mm
Watfähigkeit	1 000 mm
Bewaffnung	120-mm-Kanone; 1 MG 7,62 mm; 2 MG 12,7 mm
Günstigste Schußentfernung der Kanone	2 000 m
Kampfsatz	53 Granaten
Motor	Leyland-Zweitakt-Mehrstoff-Gegenkolbenmotor; 650 PS Leistung
Besatzung	4 Mann

In den britischen Landstreitkräften befinden sich etwa 600 dieser Panzer, die mit Zusatzausrüstung auch zur Unterwasserfahrt bis 4 m Tiefe geeignet sind. Um den Kampfwert zu steigern, werden die Maschinen umgerüstet. Die Kanone ist stabilisiert und erhielt eine verbesserte Feuerleiteinrichtung. Die Munitionstreibladungen werden in Behältern gelagert, die zur Verringerung der Brandgefahr über einen Wassermantel verfügen. Bei dieser neuen Version (Chieftain Mk 5) erhöht sich die Gefechtsmasse auf 54 t und die Motorleistung auf 750 PS. Das Heck des Panzers ist am schwächsten gepanzert.

AR 1/78	TYPENBLATT	FLUGZEUGE

Jagdbomber McDonnell Douglas F-4 F „Phantom II" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Spannweite	11,70 m
Länge	19,40 m
Höhe	4,96 m
Startmasse	20280 kg
Höchstgeschwindigkeit	2 Mach
Aktionsradius (ohne Zusatzbehälter)	346 km als Jagdbomber; 190 km als Abfangjäger
Reichweite (volle Nutzlast)	700 km
Dienstgipfelhöhe	18 500 m
Triebwerke	2 General-Electric J 79-GE-17 mit je 5 385 kp Schub (mit Nachbrenner je 8120 kp)
Treibstoffvorrat	7 570 l
Bewaffnung	20-mm-Revolverkanone „Vulcan"; Waffenzuladung bis zu 7 250 kg (zusätzlich 20-mm-Kanonen; Napalmbehälter; Spreng-, Gas-, Flugblattbomben; Luft-Luft- oder Luft-Boden-Raketen)
Besatzung	1–2 Mann

Mit diesem Typ – einer vereinfachten „Phantom"-Version für die BRD – sind in der Bundeswehr die Jagdgeschwader 71 in Wittmund, 74 in Neuburg sowie die Jabo-Geschwader 36 in Pferdsfeld und 36 in Rheine ausgestattet. Im Bestand sind 180 Maschinen. Die F-4 F kann als Einsitzer oder als Doppelsitzer geflogen werden. In der Regel sitzt vorn der Flugzeugführer, hinten der Kampfbeobachter, der die Waffenanlagen sowie die Elektronik betreut. Die gegenüber dem Ausgangsmuster um 1 300 kg leichtere Maschine besitzt keine Grenzschichtbeeinflussung und keine Flügelnasenklappen mehr. Dafür erhielt sie Vorflügel bzw. Spaltklappen, die ihre Manövrierfähigkeit im Luftkampf verbessern sollen.

AR 1/78	TYPENBLATT	FAHRZEUGE

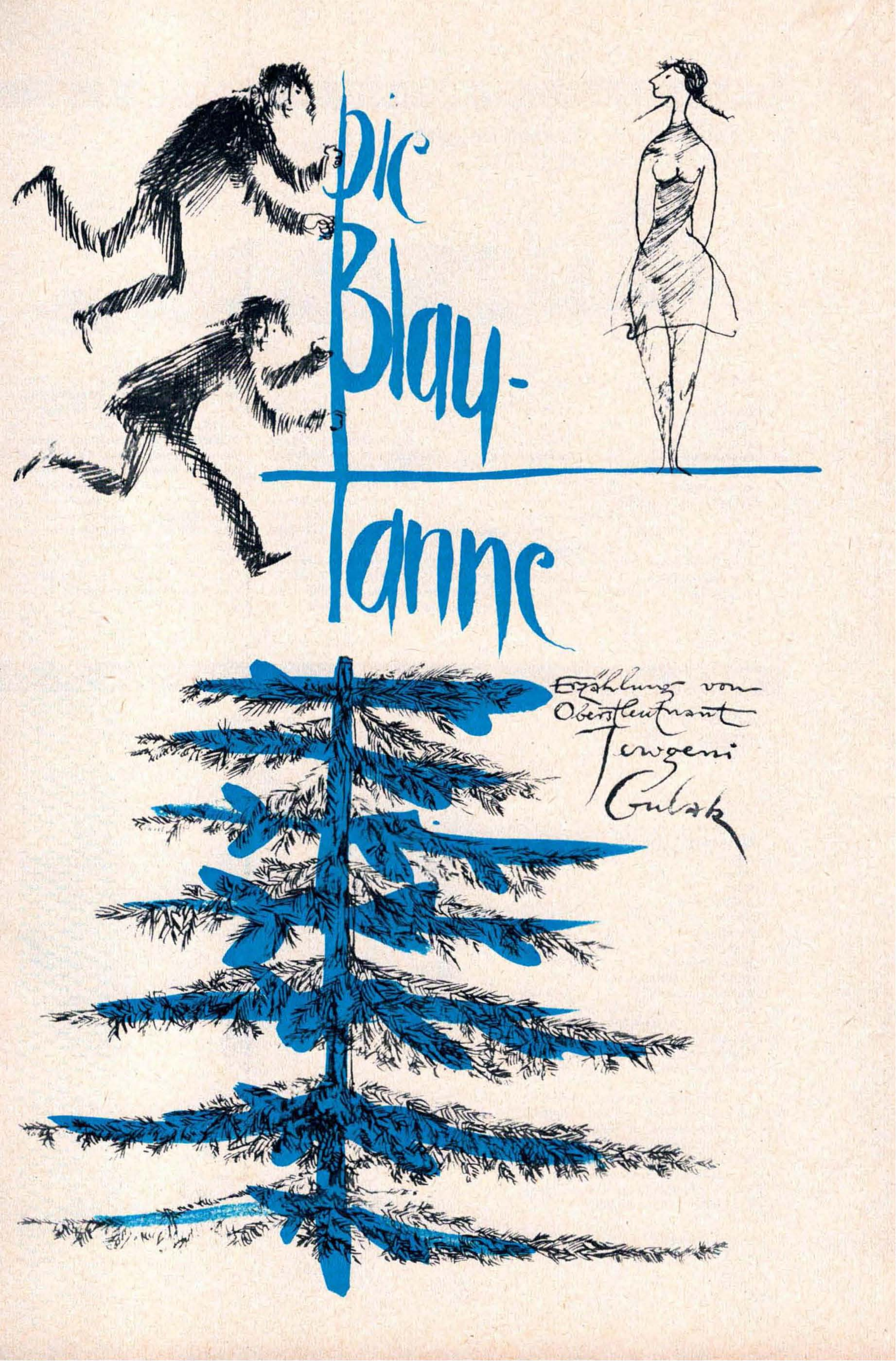
LKW W 50 LA/A (DDR)



Taktisch-technische Daten:

Eigenmasse	6 400 kg
Länge	6 160 mm
Breite	2 500 mm
Höhe	2 840 mm
Bodenfreiheit	380 mm
Höchstgeschwindigkeit	83 km/h
Fahrbereich	880 km
Steigfähigkeit	65 %
Watfähigkeit	1 000 mm
Nutzlast im Gelände	3 000 kp
Anhängemasse	5 000 kg
Motor	wassergekühlter 4-Takt-Diesel, 4 Zylinder
Leistung	126 PS
Kraftstoffverbrauch	26 l/100 km
Kraftstoffvorrat	230 l

Der LKW W 50 LA/A wird in der NVA für den Personen- und Materialtransport eingesetzt. Allradantrieb und Reifendruckregelanlage sowie die Geländerelfen 16-20 verleihen ihm eine gute Geländegängigkeit. Er verfügt über eine Seilwinde mit einer Zugkraft von 3 bis 45 Mp.



Die Blau-
tanne
Erzählung von
Oberstleutnant
Jewgeni
Gulak

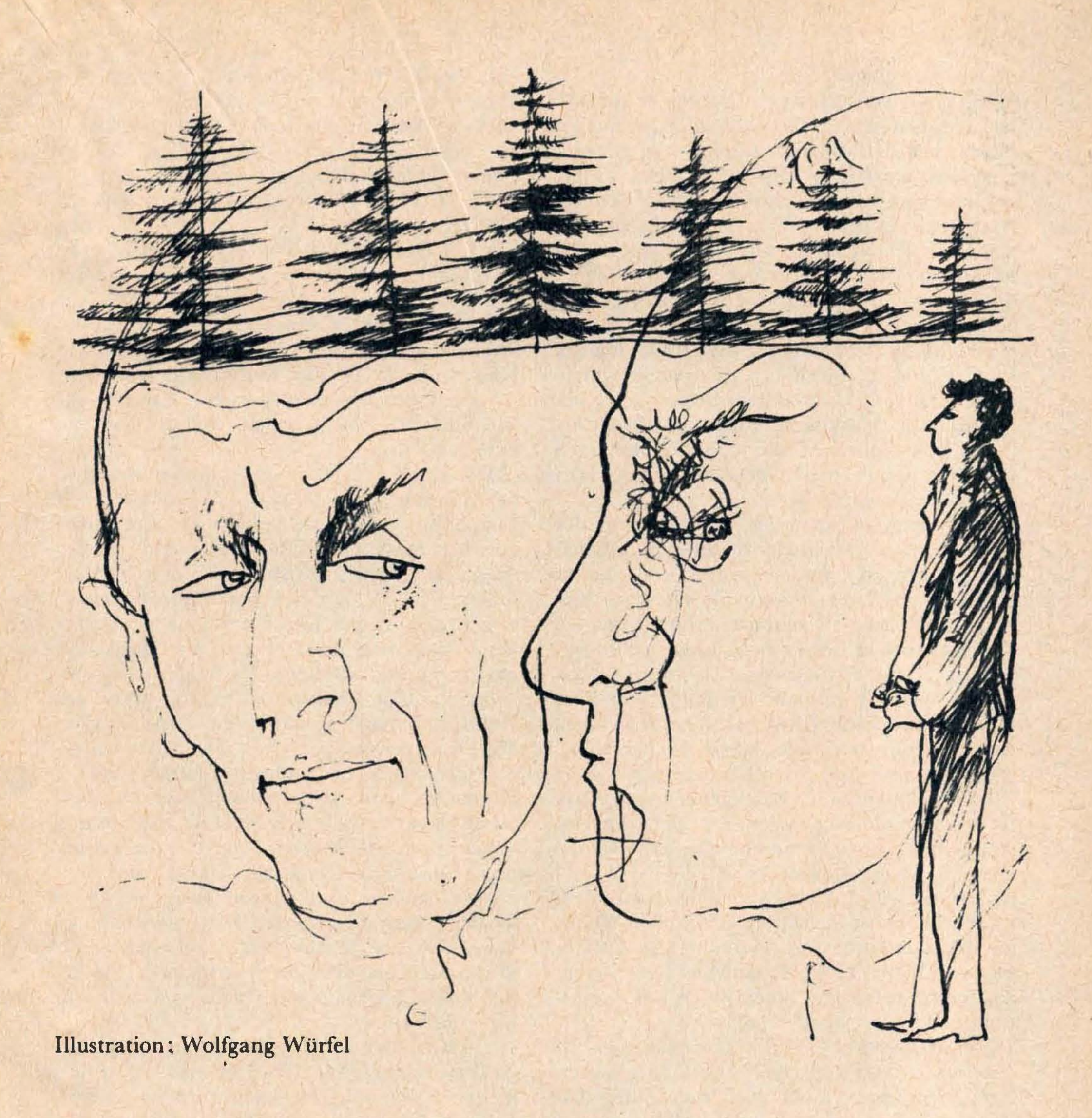


Illustration: Wolfgang Würfel

Bereits am Morgen hatte es Fähnrich Chartschenko erfahren: Der Befehl über seine Versetzung in die Reserve war unterschrieben. Seit langem hatte sich Wladimir Kononowitsch auf dieses Ereignis vorbereitet, nun aber saß er niedergeschlagen und allein in seiner Wohnung. Verschiedene Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Sein ältester Sohn Lenka war am Morgen zu Hause aufgekreuzt, in nagelneuer Uniform. Die Schule für Fähnriche hatte er mit Auszeichnung abgeschlossen. Er sollte in seines Vaters Truppenteil dienen, und darauf freute er sich. Als er alle Neuigkeiten berichtet und noch rasch ein Stück von Mutters Kuchen gegessen hatte, mußte er auch schon wieder fort. Annuschka konnte ihn gerade noch bitten: „Komm nicht so spät, damit sich Vater und ich keine Sorgen zu machen brauchen."

„Mama, ich bin kein kleiner Junge mehr."

Die Mutter sah ihren Sohn voller Stolz an: groß und stattlich war er. Der Sohn fing den Blick der Mutter auf und lächelte als Antwort. Dann warf er die Tür hinter sich zu, daß in der Anrichte das Geschirr klirrte.

Nun rennt er also wieder zu seiner Braut. Ach, Liducha, Liducha! Wieviel Freuden und Kummer hast du uns allen bereitet... Dann machten sich auch Annuschka und die jüngeren Kinder fertig, um ins Kino zu gehen.

„Du solltest mitkommen, Vater, ein bißchen Zerstreuung würde dir gut tun!" rief sie noch von der Schwelle her.

„Geht nur, geht! Ich bleibe zu Hause", erwi-

derte Chartschenko eilig.
Allein geblieben, schritt er im Zimmer auf und ab. Draußen riß der Novemberwind die letzten Blätter von den dunklen Zweigen der Bäume. Irgendwo am trüben Himmel krächzte aufgeregt eine Krähe, vielleicht rief sie nach Schnee. Nein, heute könnte man ja trübsinnig werden, brummte Chartschenko und nahm Mütze und Mantel vom Haken. Ihn zog es magnetisch zu den Menschen, zur Kaserne, zu seiner dritten Kompanie.
Gleich hinter der Pforte lag die Straße. Häuser standen nur zu einer Seite, die andere bildete eine Schlucht. Dort unten befand sich ein Schießplatz. Matt schimmerten die Schieferdächer der Häuschen, die je vier Wohnungen beherbergten. Von den Fenstern blickte man auf Obstbäume und Beete.
Einmal, es war vor zehn Jahren, hatte der Kommandeur Chartschenko zu sich gebeten und gesagt: „Wir haben beraten und sind zu dem Entschluß gekommen, dir, Wladimir Kononowitsch, eine Dreizimmerwohnung mit allem Komfort in der zweiten Etage zu geben. Sag es Anna Saweljewna. Du kannst dich freuen." Der Kommandeur hatte von dem Hauptfeldwebel der dritten Kompanie freudige Zustimmung erwartet. Aber Chartschenko stand vor ihm und knautschte verlegen seine Mütze. „Danke für Ihr Entgegenkommen, Gaik Awwakowitsch! Nur, wir wollen nicht dorthin. Annuschka, ich und unsere Kinder möchten lieber zu ebener Erde wohnen."
Oberst Gurgenjan beharrte nicht auf seinem Entschluß. Er wußte, wie erdverbunden Wladimir Kononowitsch war, er liebte alles Lebendige und Echte. Er wirtschaftete in seiner freien Zeit gern im Garten, machte sich mit Kaninchen und Federvieh zu schaffen.
Diese wirtschaftliche Ader Chartschenkos ist dadurch zu erklären, daß er in den schweren Nachkriegsjahren auch noch die Nebenwirtschaft des Regiments freiwillig übernommen hatte, nicht der Führer des Wirtschaftszuges, Poprischtschenko, sondern er, der Starschina der dritten Funkkompanie. Seinen Arbeitstag begann Chartschenko lange vor dem allgemeinen Wecken. Bald tauchte er am Schweinekoben auf, bald vor den Kaninchenställen.
Im Spätherbst, gewöhnlich zum Oktoberfeiertag, stand etwas Zusätzliches auf dem Tisch für die Soldaten, und Chartschenko schritt mit zufriedener Miene durch den Speisesaal. In der Garnison wußte man, daß Chartschenko von diesen zusätzlich erwirtschafteten Lebensmitteln sich selbst nicht das geringste nahm. Und jene, die nicht abgeneigt waren, auf fremde Kosten zu leben, fürchteten ihn sogar. Nicht ohne Grund.
Einmal warf Starschina Poprischtschenko, ein Landsmann und Nachbar von Wladimir Kononowitsch, die ‚Angel' aus: „Wolodja, ich habe vom Sowchos ein Ferkel bekommen. So allein geht es mir ein. Laß es für einen Monat zu deinen Schweinen. Wenn es zu Kräften gekommen ist, nehme ich es zurück." „Bring es her", entschied Chartschenko nach kurzem Überlegen.
Eines Tages schaute Poprischtschenkos Frau Jawdoschka, die eine scharfe Zunge besaß, beim Schweinestall vorbei. Nachdem sie das Borstenvieh eine Weile interessiert gemustert hatte, fragte sie einen jungen Soldaten, der gerade Küchenabfälle in die Futtertröge schüttete: „Wo ist denn unser Schmuckstück?" Der Soldat wies ohne lange nachzudenken auf das erstbeste Ferkel.
„Nee! Das ist nicht unseres, unseres war größer", zeterte Jawdoschka. „Ich erinnere mich genau, daß es einen weißen Rüssel hatte, dieser aber hier ist schwarz." Der Soldat verdrehte die Augen, erwiderte jedoch nichts. Dem Starschina indessen wurde sogleich berichtet: Poprischtschenkos Frau hat Krach geschlagen. Sie verlangt, daß man ihrem Ferkel ein Holzschild umhängen und sich besser um es kümmern soll.
„Gut", seufzte Chartschenko. „Ich werde ein Holzschild machen, damit die Persönlichkeit des Tieres gewürdigt bleibt." Die ganze Garnison lachte sich nach diesem Vorfall halbtot. Poprischtschenko selbst schlich noch am gleichen Abend verstohlen mit einem Sack in den Schweinestall. Schweigend ergriff er das Ferkel, und ebenso schweigend trug er es mit sich fort; aber es quiekte den ganzen Weg, als ob es lebendig gebraten werden sollte. Noch lange danach grüßte Jewdoschka Annuschka nicht. Wladimir Kononowitsch lächelte nur: Wie soll man euch Landsleuten nur beibringen zu leben, wie es sich gehört...
Heute nun, an diesem sich neigenden naßkalten Novembertag, ging Chartschenko zu seiner dritten Kompanie, vielleicht zum letztenmal. Er lief langsam und sog die kalte Luft ein. In den Vorgärten roch es angenehm nach geschnittenem Kohl, Gurken, Tomaten und nach verblühtem Dill. Die Fenster der Poprischtschenkoschen Wohnung waren nicht erleuchtet. Vielleicht waren sie alle zum Einkaufen in die Stadt gefahren. Am Tage hatte vor dem Haus Poprischtschenkos Motorrad ohrenbetäubenden Lärm gemacht. Nun entdeckte Chartschenko vor dem Motorradschuppen ein zappelndes, strampelndes Knäuel. Er dachte: Drushok darf doch nicht an solch einer Kette festgebunden werden. Ich hatte Stepan den Rat gegeben: Kauf eine andere Kette, und wirf diese Würgeleine weg.
Wladimir Kononowitsch öffnete die Gartentür und eilte zum Schuppen. Der Hund hatte sich tatsächlich mit seinem Hals in der Kette verfangen. Chartschenko machte sich daran, ihn

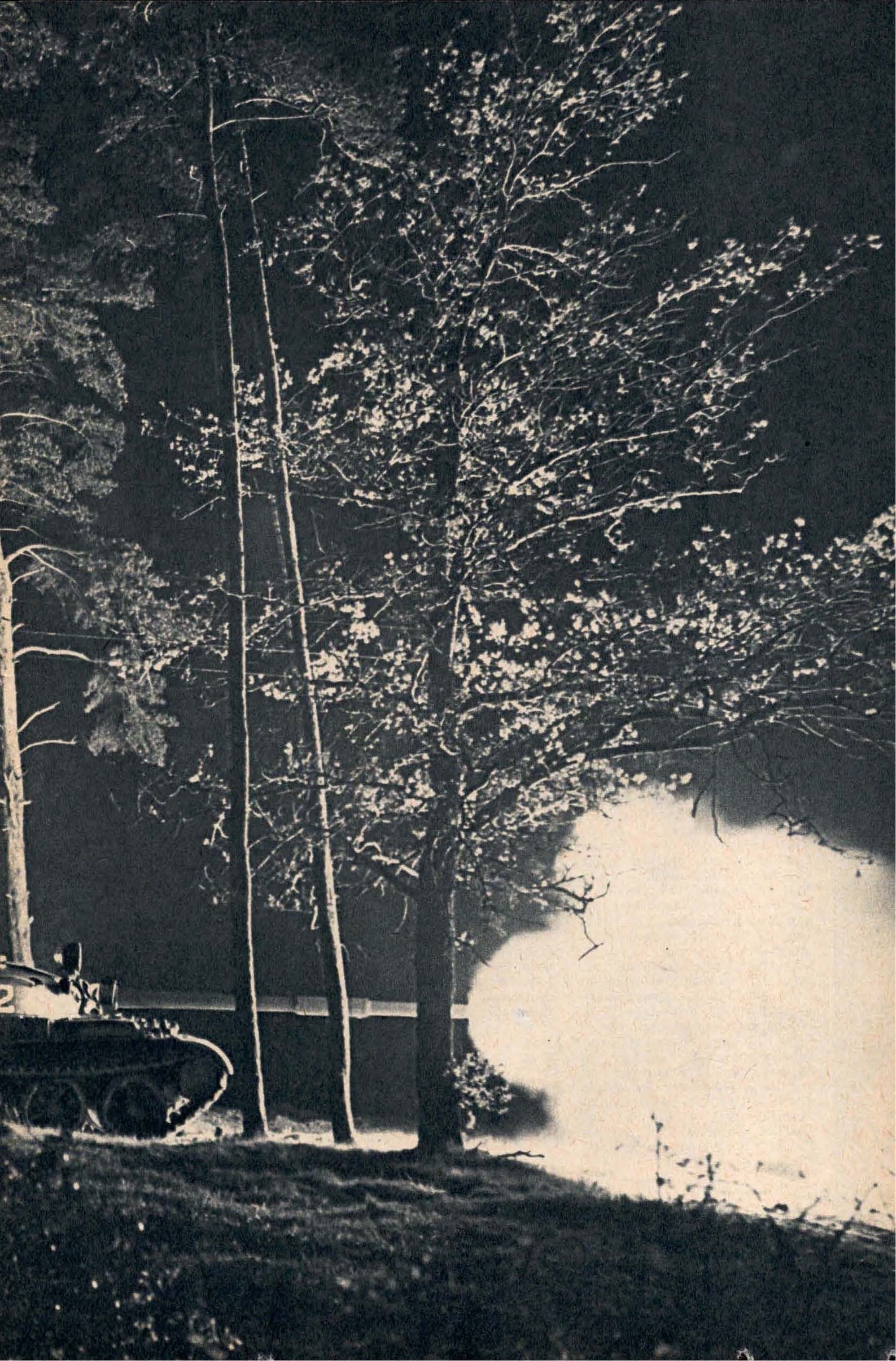
zu befreien. Der Hund beruhigte sich. Er schnappte nach Luft, winselte dann freudig und leckte Wladimir Kononowitsch dankbar die Hand. Dieser kraulte das Tier und zog eine in eine Papierserviette eingewickelte Fleischpastete aus der Tasche. „Nimm nur, Drushok, sollst auch was von unserem Feiertag haben. Heute ist Lenka, mein Sohn, gekommen. Langweilig ist es dir so alleine. Ja, ich verstehe, bin deshalb selbst von zu Hause fort."
Drushok war ein kluges Tier und anhänglich. Er stammte von den sibirischen Eskimohunden ab. Sicher wäre er jetzt gern im Wald und mit seinem Herrn jagen. Wie oft hatte Wladimir Kononowitsch seinen Nachbarn gebeten: „Verkauf ihn mir! Wozu brauchst du ihn? Zur Bewachung deines Motorrads kannst du dir einen gewöhnlichen Hofhund nehmen." Stepan aber schien schwerhörig. Wahrscheinlich dachte er auch an jene damalige Kränkung.
Drushok hatte schöne, spitze Ohren. Er besaß auch einen sehenswerten, nach oben gekringelten Schwanz. Jetzt hatte Drushok keinen Schwanz mehr, nur noch einen Stummel. Irgend jemand hatte Stepan den Rat gegeben: Hack ihn ab, der Hund wird dann schärfer. So nahm er das Tier und stutzte ihm den Schwanz. Er fürchtete für sein Motorrad mit Beiwagen. Aber was ist schon ein Eskimohund ohne Schwanz?
Mit diesen Gedanken passierte Chartschenko die Kasernenwache. Als er am Häuschen des Diensthabenden vorbeikam, warf er einen Blick hinein. Mit der roten Armbinde des Gehilfen vom O. v. D. versehen, saß Sergeant Tichomirow aus seiner Kompanie am Tisch. Derselbe, der ihn, als er in Urlaub ging, abgelöst hatte. Chartschenko nickte ihm zu und ging weiter. Doch seine Gedanken verweilten bei Tichomirow. Ein strenger Bursche, liebt vor allem die Ordnung. Aber die Menschen? Chartschenko erinnerte sich daran, wie er den Sergeanten vor Urlaubsantritt eingewiesen hatte. Sie waren auch durch die Soldatenstuben gegangen und vor dem Bett des Soldaten Konkin stehen geblieben, dessen Vorgesetzter Tichomirow bisher gewesen war. Der Starschina wußte, daß Konkin aus Pensa stammte. Er hatte, genau wie sein Sohn, das funktechnische Institut besucht. Ein gescheiter Soldat, aber verschlossen. Erst vor kurzem hatte sein Vater die Familie verlassen. Jetzt erzog die Mutter die schulpflichtige Tochter allein. Konkin bekam als Spezialist der Leistungsklasse 1 eine Zulage zu seinem Sold. Genau genommen, war es nicht sehr viel. Aber er sparte zwei, drei Monate und überwies das Geld dann an seine Mutter. Dies berührte Chartschenko.
„Sagen Sie, Tichomirow", hatte der Starschina gefragt, „von wem bekommt Konkin Post?"
„Wenn ich ehrlich sein soll, Genosse Fähnrich, habe ich mich nicht sonderlich dafür interessiert. Eines weiß ich: In unserem Zug kann ihm im Tasten keiner das Wasser reichen."
„Und wissen Sie, was der Gefreite Below gemacht hat, als er in Urlaub war?" Der Sergeant hatte die Stirn gerunzelt.
„Man sagt, er habe irgend jemanden gerettet. Aber wen und wie, das weiß ich nicht genau."
„Das ist es ja eben, daß Sie es nicht wissen. Sie sind verpflichtet, das zu wissen. Gerettet hat der Gefreite niemanden, aber er hat die ganzen zehn Tage zu Hause im Kolchos zusammen mit seinem Vater auf dem Mähdrescher gearbeitet. Sie wissen selbst, was für Witterungsbedingungen im letzten Sommer geherrscht haben."
Aber Tichomirow hatte darauf entgegnet: „Wozu erzählen Sie mir das alles? Meine Sache ist, daß die Jungs ihren Dienst korrekt versehen und in der Ausbildung keine schlechte Note einfangen."
Chartschenko hatte sich damals in keinen Disput eingelassen. So einem wird nun eine Kompanie anvertraut, dachte er jetzt, als er den Exerzierplatz überquerte, um den Weg zu seiner Kompanie abzukürzen. Nein, mein Lenka ist nicht so. Schon als kleiner Steppke hatte er die Soldaten der dritten Kompanie mit Namen gekannt und ein Gespür für gute und weniger gute Menschen entwickelt. Kinder empfinden, wer es mit ihnen gut meint und wer nicht.
Chartschenko hatte seinerzeit den Soldaten Semljanuchin in seiner Kompanie gehabt, einen freundlichen, immer hilfsbereiten Burschen aus dem Donezbecken. Lenka war ihm nicht von der Seite gewichen, und als Semljanuchin entlassen worden war, hatte Lenka geweint und darum gebeten, daß er ihn mit Opa Ljoscha besuchen fahren kann. Auch an den Soldaten Iwanow erinnerte sich Chartschenko, ein Muttersöhnchen, den die Eltern mit allerlei Päckchen voller Leckerbissen und Naschereien überschütteten und der gern seine Kameraden für sich arbeiten ließ. Ihn hatte Lenka nicht gemocht.
Ach, Lenka, Lenka! sann Wladimir Kononowitsch weiter. Aus dir ist ein prima Bursche geworden. Aber wieviel Scherereien hast du Mutter und mir täglich bereitet, bis du erwachsen warst!
Als Wladimir Kononowitsch die Allee erreicht hatte, wo in regelmäßigen Abständen Blautannen aus der Erde ragten, verlangsamte er seinen Schritt. Er schaute zu dem dritten Baum von rechts.
Im letzten Sommer war diese Blautanne merklich gewachsen. Und dennoch fiel sie größenmäßig aus dem Rahmen. Diese Bäume waren zu unterschiedlicher Zeit gepflanzt worden und glichen Soldaten, die in Reih und Glied angetreten waren; insgesamt sechs. Sechs Kommandeure waren es auch, die nacheinander im Laufe

der Nachkriegszeit das Regiment geführt hatten. Bevor sie in die Reserve gingen oder anderswo eine höhere Dienststellung bekleideten, setzte jeder von ihnen einen Baum. So war die ‚Kommandeursallee' entstanden. Oberst Gurgenjan hatte wohl am längsten von allen im Truppenteil gedient. Etwas über sieben Jahre. Die dritte Tanne von rechts, aber nicht diese, sondern eine ganz andere, war damals im Herbst, bevor er als Chefingenieur zur Verwaltung für Nachrichtentruppen ging, eigenhändig von ihm gesetzt worden.
Und ein alter, bereits vergangener Schmerz machte sich im Herzen von Wladimir Kononowitsch bemerkbar. Vor sechs Jahren hatte sich in der Garnison ein besonderes Vorkommnis ereignet, ein im Grunde genommen banaler Vorfall, aber er blieb für alle ein Rätsel. Außer für drei Personen...
Und wieder trat vor Chartschenkos geistigem Auge, deutlich wie in einem Kaleidoskop, die Vergangenheit zutage:
Als letzte hatten damals in der Neujahrsnacht der Regimentskommandeur, Oberst Krotkow, und der Parteisekretär, Oberstleutnant Sirotinin, den Klub verlassen. Ihre Frauen waren bereits vorausgegangen. Die Offiziere stapften durch den tiefen Schnee und bogen schließlich in die ‚Kommandeursallee' ein. Da entdeckten sie, daß an einer der Blautannen der Wipfel fehlte.
„Das ist ein starkes Stück!" sagte Krotkow, und in seiner Stimme schwang Zorn. Am nächsten Tag aber, als er beim Morgenappell vor dem angetretenen Regiment stand, klang seine Stimme ruhig und besonnen wie meist: „Eine Untersuchung werden wir nicht vornehmen. Ich möchte das neue Jahr nicht mit einer Bestrafung einleiten. Ich hoffe, daß sich bei demjenigen, der das gemacht hat, das Gewissen regt. Und ich erwarte des weiteren von ihm, daß er im Frühjahr eine neue Blautanne setzt."
Das war alles. Kein Wort weiter. Die Entscheidung des Kommandeurs fand bei den meisten Anklang. Obgleich es auch welche gab, die dachten: Na Hilfe! Einen Baum pflanzen. Da kannst du lange warten.
Am Abend jenes Tages, die Familie saß zum Abendbrot vollzählig beieinander, ließ Wladimir Kononowitsch seinem Zorn freien Lauf: „Irgend so ein Schurke hat in der Kaserne eine Blautanne abgesägt. Die von Gurgenjan."
Lenka, der älteste der Söhne, hätte sich fast an der Suppe verschluckt. Und wenn damals jemand aufmerksam geworden wäre, so hätte er wahrscheinlich bemerkt, daß Lenka rote Ohren bekam und seinen Blick schuldbewußt auf den Teller senkte. Aber es war niemandem in den Sinn gekommen, daß der Übeltäter mitten unter ihnen saß.
Dann geriet dieser Vorfall allmählich in Vergessenheit. Und erst Monate später, irgendwann im Frühjahr, war Lenka kleinlaut an den Vater herangetreten und hatte ihn gefragt: „Sag mal, Papa, wieviel kostet eine Blautanne? Na ja, so eine, wie damals abgehauen worden war?"
Wladimir Kononowitsch sah seinen Sohn überrascht an und erkannte ihn nicht wieder. Er war blaß und hohlwangig. In seinen Augen stand fiebriger Glanz. Da stieg in Chartschenko ein schmerzlicher Verdacht auf: Lenka also, der Sohn des besten Starschinas des Truppenteils, hat der Garnison und vor allem Annuschka und ihm, diese Überraschung bereitet. Sieh an, jetzt zeigt sich, wo das Geld geblieben ist, das die Mutter Lenka immer für's Mittagessen zusteckte.
Wladimir Kononowitsch legte seine müde Hand auf Lenkas Schulter und fühlte, wie dessen abgemagerter Körper zitterte. Er wollte schon zum Schlag ausholen, aber Wladimir Kononowitsch hatte nie Hand an seinen Sohn gelegt, und seine Frau hatte es ihm auch verboten. Und er, Chartschenko, konnte doch auch nicht solcherart einen Sohn strafen, der nicht sein leiblicher war. Lenka trug auch nicht den Familiennamen seines Stiefvaters, sondern den Geburtsnamen der Mutter – Karpow. An jenem Abend erfuhr Wladimir Kononowitsch die Geschichte mit der Blautanne.
In der zehnten Klasse hatten sich Lenka Karpow und sein Busenfreund Kolka Slobin, der Sohn des Regimentsfeldschers, bis über beide Ohren in Lida Simkina – ihre Klassenkameradin – verliebt. Aber sie gab keinem von beiden den Vorzug. Die Jungs jedoch waren bestrebt, einander an Tollkühnheit zu überbieten. Mal stahlen sie für sie Blumen aus dem Bahnhofsvorgarten, mal leisteten sie sich irgendeine andere Geschichte. Und all das mit der Absicht: Sieh her, Lida, was für pfiffige Kerle wir sind, triff deine Wahl, entscheide dich.
Und dann geschah das, was in der Garnison so viel Staub aufgewirbelt hatte. Lidas Eltern waren über Neujahr in ein Erholungsheim gefahren. Sie blieb mit der Großmutter allein zu Hause. Silvester, nach dem Unterricht, sagte Lida zu ihren Verehrern: „Jungs, Oma und ich haben keinen Tannenbaum. Wir waren auf dem Markt, aber da haben sie nur Strünke ohne Nadeln." „Ist geritzt", antworteten Lenka und Kolka, die sofort verstanden hatten, wie aus einem Munde.
Bevor es dunkel wurde, drückten sie sich auf dem Bahnsteig herum und hofften, von irgendeinem verspäteten Händler einen Baum kaufen zu können. Aber es tat sich nichts. Da hatte Lenka einen Plan: den Wipfel von einer der Tannen abzuschlagen, die im Objekt standen. Als die Jungs die Blautanne aus dem weißen Laken auswickelten und der erstaunten, strah-

lenden Lida hinhielten, schlug die Großmutter die Hände über dem Kopf zusammen und brachte kein Wort hervor.
„Was ist mit dir, Oma?“ fragte die Enkelin besorgt.
Aber die Großmutter, eine alte Lehrerin, starrte abwechselnd die Blautanne, ihre Enkelin und deren Freunde an. Und als sie sich gefaßt hatte, stampfte sie mit dem Fuß auf: „Ihr Halunken! Das ist ja eine Blautanne!“
Die Jungs machten, daß sie fortkamen. Erst am Zaun der Kaserne holten sie tief Luft, kamen zur Besinnung und begriffen: Der Neujahrsmorgen würde ihnen nichts Gutes verheißen. Auf jeden Fall begriff das Lenka.
Aber diese verspätete Erkenntnis seines Sohnes besänftigte Wladimir Kononowitsch nicht.
Sofort nach Lenkas Beichte klopften Vater und Sohn an das Zimmer des Parteisekretärs.
„Ah, Wolodja! Lenka! Was führt euch zu mir?“ fragte Oberstleutnant Sirotinin.
Zwischen dem Starschina der dritten Kompanie und dem Sekretär der Regimentsparteiorganisation herrschte seit langem ein freundschaftliches Verhältnis. Chartschenko und Sirotinin waren fast gleichaltrig. Beide hatten am Krieg teilgenommen und danach gemeinsam ihren Dienst in der hiesigen Kaserne begonnen. Oberleutnant Sirotinin als Kompaniechef und Chartschenko als sein Starschina. Ihre dritte Kompanie machte im Truppenteil von sich reden. Deshalb teilten sie auch den Ruhm gleichermaßen miteinander.
Nach einer kurzen Begrüßung sagte Chartschenko mit etwas bebender Stimme zu seinem Sohn: „Lenka, sag Konstantin Sergejewitsch alles offen heraus, ohne Umschweife, wie es gewesen ist. Wälz' den Stein von deinem Herzen.“
Nach dem peinlichen Geständnis, das endlos lange zu dauern schien, erhob sich Sirotinin als erster und schritt durch das geräumige Arbeitszimmer. Offenbar suchte er noch immer nach den passenden Worten für den Sohn seines ehemaligen Hauptfeldwebels. Er wischte sich mit der Hand über die hohe Stirn mit dem spärlichen Haar und stellte dann mit gedämpfter Stimme die für Vater und Sohn unerwartete Frage: „Sage, Lenka, liebst du Lida wirklich so sehr?“ Er sah Lenka prüfend an. Der schwieg. In seinen Augen standen Tränen. Und diese stumme Reue Lenkas genügte dem Parteisekretär. Er empfand sie mit seinem Herzen, das für menschlichen Schmerz immer aufgeschlossen war.
„Ich verstehe, Lenka, ich verstehe. Ich bedaure nur, daß du erst jetzt gekommen bist. Aber besser spät als gar nicht. Ich denke, du hast genug Zeit gehabt, über alles nachzudenken.“
Etwa einen Monat nach diesem Gespräch verbreitete sich die morgendliche Entdeckung eines Offiziers vom Dienst wie ein Lauffeuer in der Kaserne: „Es ist nicht zu fassen. Während ich Dienst hatte, ist an der Tanne von Gurgenjan die Spitze nachgewachsen.“ Alles was abkömmlich war, lief zur ‚Kommandeursallee‘, und keiner der Staunenden glaubte seinen Augen zu trauen: Alle sechs Blautannen standen in Reih und Glied. Nur unter der dritten von rechts war der Boden verdächtig frisch, aber sorgfältig, ja kunstvoll mit Komposterde bedeckt.
„Das ist ja ein Ding!“ brach Oberst Krotkow als erster das Schweigen, und seine Augen richteten sich fragend auf den Parteisekretär. Konstantin Sergejewitsch fing den Blick auf, zog ein Taschentuch heraus und rieb sich die Augen, als wäre ihm etwas hineingeflogen...
Eine Stimme riß Chartschenko aus seinen Erinnerungen: „Was ist los, alter Junge, du läßt den Kopf hängen? Ich kenne dich nicht wieder!“
Ohne seinen Blick von den Blautannen lösen zu müssen, erkannte Chartschenko sofort Sirotinin.
„Ich blase ein bißchen Trübsal. Ziehe Bilanz über meine Dienstzeit. Es ist kaum zu glauben, Konstantin Sergejewitsch, daß ich heute ihre letzte Seite umgeschlagen habe.“
„Was heißt, die letzte“, widersprach der Parteisekretär. „Denk daran, wir haben sie begonnen, und unsere Kinder schreiben sie zu Ende.“
„Wenn es so wäre!“ seufzte Chartschenko. „Aber in wessen Hände wird unsere dritte Kompanie geraten? Deshalb quäle ich mich und kann meinen Platz nicht finden.“
„Wolodja, darum ging es heute in meinem Gespräch mit dem Kommandeur. Ich kann dir eine freudige Mitteilung machen. Dein Nachfolger steht fest.“
„Wer ist es?“ fragte Chartschenko interessiert.
„Du kommst sowieso nicht drauf.“
„Was soll ich raten. Wenn es nur ein ganzer Kerl ist, der die Menschen fördert und sie liebt und versteht.“
„So einer ist es. Der Fähnrich Leonid Karpow.“ Bei diesen Worten klopfte Sirotinin Chartschenko mit seiner kräftigen Rechten auf die Schulter, als wollte er ihn endgültig aus seiner Versunkenheit reißen.
Wladimir Kononowitsch wollte etwas erwidern, aber ein heftiger Windstoß nahm ihm den Atem, und er ruderte nur mit den Armen durch die Luft.
„Sag das noch mal, Konstantin Sergejewitsch. Über zwanzig Jahre habe ich insgeheim auf diesen Tag gewartet.“
In der Kommandeursallee standen zwei alte Soldaten. Der Novemberwind zerrte unbarmherzig an ihren Mantelschößen und wiegte die Wipfel der Blautannen. Aber Fähnrich Chartschenko sah in diesem Augenblick nur eine Tanne, die dritte von rechts.
Aus dem Russischen von Bärbel Dietzler



Mittlerer sowjetischer Panzer vom Typ T-62
im Angriffsgefecht.



Kreuzworträtsel

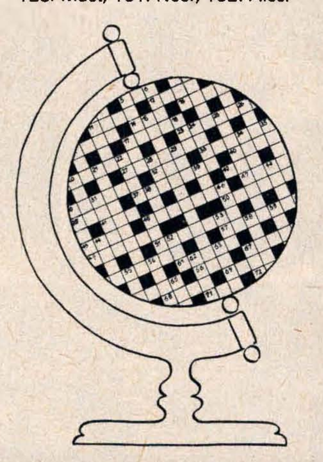
Waagerecht: 1. Feuchtigkeit, 4. Stadt in der Kasachischen SSR, 10. deutscher Maler und Grafiker des 15./16. Jh., 13. Fährte, 14. Blutgefäß, 15. Schweifstern, 17. alte spanische Münze, 18. Stadt auf Sizilien, 19. Schwermetall, 21. spanischer Schriftsteller des 16./17. Jh., 23. orientalischer Männername, 24. kleine Mahlzeit, 26. Verpackungsgewicht, 28. Meistergrad beim Judo, 29. französischer Schriftsteller des vor. Jh., 30. Stadt in den Niederlanden, 32. Führer einer Kosakenabteilung, 34. aromatisches Getränk, 36. Ort auf Rügen, 38. turnerische Übung, 40. Vorname von Gorki, 41. Gruben-, Sumpfgas, 43. Fluß in Mecklenburg, 44. Gliederfüßer, 47. internationaler Seenotruf, 48. Höhenrücken des Weserberglandes, 50. Speiseraum in Großbetrieben, 51. marderartiges Raubtier, 52. Urlaubsende, 53. Grammolekül, 55. Niederschlag, 57. Stadt in den Niederlanden, 60. Geburtsort des zu erratenden Schriftstellers, 61. Stadt in Belgien, 63. Gebirgsstock im Westen Bulgariens, 64. Arbeitsnorm (Abk.), 65. Berg, Vorgebirge, 66. großes Gewässer, 67. Musicalgestalt bei Cole Porter, 69. Strom zur Nordsee, 71. Insel im Mittelmeer, 73. Roman von Zola, 75. Genossenschaft von Werktätigen in der UdSSR, 76. Salzsee östlich von Wolgograd, 77. Nebenfluß von 69. waagerecht, 79. Gebirgsübergang, 81. Insel im Indischen Ozean, 83. Nebenfluß der Donau, 84. Ritter der Artusrunde, 86. Baumteil, 89. Vorname einer Romangestalt bei Strittmatter, 91. vorderasiatischer Staat, 94. italienischer Fluß, 95. Landschaft in der DDR, 97. südfranzösische Hafenstadt, 99. weiblicher Vorname, 100. Satz, Serie, 102. Erzählung, 103. Nebenfluß der Rhone, 104. zerstörende Tätigkeit von Wind, Wasser, Eis, 105. Zahlwort, 106. Durchgang, 107. Borte, 110. Auswahl, Auslese, 111. Schußwaffe, 113. Nebenfluß der Donau, 115. Metallstift, 117. sowjetische Hafenstadt, 120. Hausflur, 122. weiter Herrenmantel, 126. ungarischer Romancier und Novellist, 127. Nebenfluß der Warta, 128. Stadt auf Hokkaido, 129. Nebenfluß des Rheins, 130. deutscher Erfinder, gest. 1921, 133. Sinnesorgan, 134. ehemaliges burgundisches Königreich, 137. Anspruch aus der Sozialversicherung, 138. Bildhauer der Renaissance, 139. Staatsoberhaupt der ehemaligen Republiken Venedig und Genua, 140. Sternbild des nördlichen Himmels, 141. Kummer, Sorge, 142. Zuchttier, 143. Teil des Tages, 144. Zusammenstoß, 145. Mittagessen.

Senkrecht: 1. russischer männlicher Vorname, 2. Nebenfluß der Wolga, 3. Sowjetbürger, 4. größter Fluß Transkaukasiens, 5. südnorwegische Stadt, 6. Gebälkträger, 7. Hautflügler, 8. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 9. Bühnen- und Konzertsänger, NPT, 10. Zahl, 11. Lärminstrument, 12. sportliche Veranstaltung, 16. altorientalischer Staat, 20. Nebenfluß der Drau, 22. Oper von Massenet, 25. Grundlage, 27. Kinderzeitschrift in der DDR, 31. französische Widerstandskämpferin, 33. einer der „Drei Musketiere", 35. Oper von Richard Strauss, 37. erhöhter Sitz, 39. griechischer Buchstabe, 40. Berufsbezeichnung, 41. Geschäftsvermittler, 42. chemisches Element, 45. Nebenfluß der Oder, 46. Gestalt aus „Arabella", 47. Angehöriger einer Völkergruppe in Vorderasien und Nordafrika, 49. das Steigen der Kurse an der Börse, 54. Nebenfluß der Wolga, 56. Anstalt zur Wahrung der Aufführungsrechte in der DDR (Abk.), 58. Gewürzpflanze, 59. ukrainisch-sowjetischer Pädagoge und Schriftsteller, gest. 1939, 61. Name altägyptischer Könige, 62. philosophischer Begriff, 68. Haupt-, Leitgedanke, 70. Zwiebelpflanze, 72. Teil der Wohnung, 74. Sammlung von Aussprüchen, 78. Blasinstrument der nordischen Bronzezeit, 80. Mineral, 82. weiblicher Vorname, 83. Druckbuchstabe, 84. Einsiedler, 85. Eintritt, 87. kleine japanische Münze, 88. sportlicher Betreuer, 89. iranisches Volk in Kaukasien, 90. norwegischer Mathematiker des vor. Jh., 92. Wagenschuppen, 93. Fachmann, 96. Künstlerwerkstatt, 98. schwerer Taktteil in der Musik, 101. Muster, Entwurf, 108. Ackerunkraut, 109. Bestandteil tierischer Fette, 111. niederländischer Freiheitskämpfer im 16. Jh., 112. Streitmacht, 114. Berufung auf ein Recht, 116. Moderator, 117. Gestalt aus „Die Pantöffelchen", 118. griechische Rachegöttin, 119. nordfriesische Insel, 120. Lehre von der Liebe, 121. Himmelsrichtung, 123. Nebenfluß der Mosel, 124. altsyrischer Schriftsteller, 125. Dramaturg beim Fernsehen der DDR, NPT, 131. Zahlungsmittel, 132. mohammedanischer Titel, 135. Teil des Weinstocks, 136. englischer Titel.

Auflösung aus Nr. 12/77

Waagerecht: 1. Maria, 4. Karabiner, 10. Rhone, 13. Hall, 14. Note, 15. Lokal, 17. Egel, 18. Eins, 19. Alert, 21. Elegie, 23. Ein, 25. Italer, 27. Gatt, 29. Regress, 32. Isle, 34. Antenne, 37. Heister, 39. Assel, 40. Ideal, 41. Farad, 43. Essen, 46. Osaka, 49. Imatra, 52. Rennen, 55. Samara, 56. Lee, 57. Lauter, 58. Tasso, 59. Motel, 60. Odem, 63. Mai, 64. Tier, 66. Nasenhöhle, 68. Tarantella, 70. Entente, 72. Adresse, 74. Schelle, 76. Antrieb, 77. Regeldetri, 82. Beringmeer, 87. Ural, 88. Spa, 89. Mira, 90. Visum, 91. Nacht, 92. Trosse, 94. Eva, 95. Talent, 97. Artern, 100. Natter, 103. Riems, 105. Eeden, 107. Speer, 109. Serge, 111. Allee, 113. Element, 116. Kantate, 120. Mora, 121. Lewitan, 125. Oder, 126. Salami, 129. Ata, 130. Anlage, 133. Obara, 134. Aser, 135. None, 136. Laban, 137. Most, 138. Tete, 139. Ekzem, 140. Telemeter, 141. Serie.

Senkrecht: 1. Malaga, 2. Rakett, 3. Ahle, 4. Klei, 5. Alger, 6. Alleg, 7. Irene, 8. Ennis, 9. Rost, 10. Real, 11. Oberst, 12. Esther, 16. Alte, 20. Leis, 22. Gans, 24. Irbis, 26. Area, 28. Anna, 30. Euler, 31. Seine, 33. Leck, 35. Nadir, 36. Esla, 37. Hein, 38. Ilona, 41. Fasson, 42. Ramses, 44. Salome, 45. Eremit, 47. Anteil, 48. Aurora, 50. Match, 51. Tusch, 53. Natur, 54. Ellen, 61. Dannecker, 62. Menetekel, 64. Telegramm, 65. Elmsfeuer, 67. Öse, 69. Ana, 71. Tal, 73. Don, 75. Ehe, 76. Ali, 77. Ruptur, 78. Galone, 79. Dover, 80. Tasse, 81. Ismene, 82. Banane, 83. Recht, 84. Natté, 85. Eirene, 86. Raster, 93. Sasse, 96. Arsen, 98. Tort, 99. Reede, 101. Anapa, 102. Talk, 104. Illo, 106. Davit, 108. Este, 110. Enna, 112. Earl, 113. Empore, 114. Ersatz, 115. Maar, 117. Toga, 118. Adebar, 119. Erinye, 121. Liste, 122. Warze, 123. Tante, 124. Nante, 127. Lamm, 128. Mast, 131. Neer, 132. Ales.

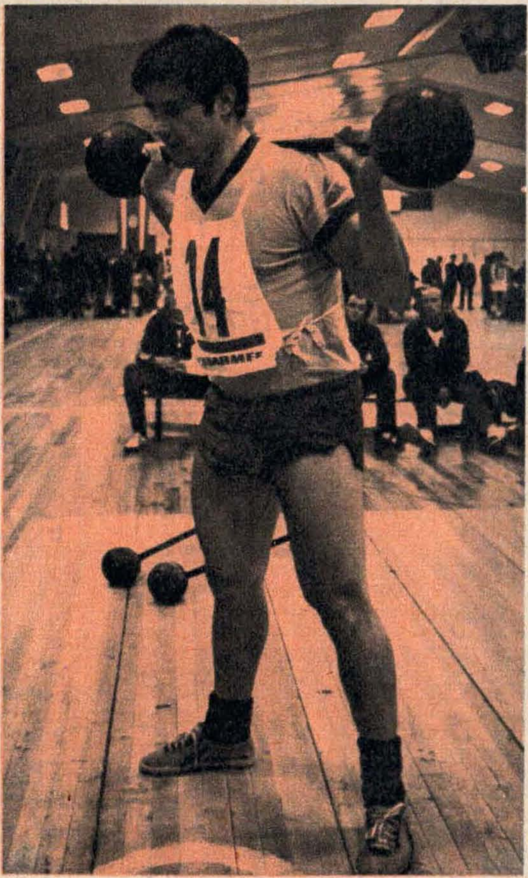


Autor: Peter Klein

PREISFRAGE: Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich der Name eines russisch-sowjetischen Schriftstellers, der in diesem Monat 95 Jahre alt geworden wäre. Postkarte genügt – Einsendeschluß: 31. 1. 1978. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 2/78. Die richtige Antwort auf die Preisfrage in Heft 12/77 lautet: Nikolai Ostrowski. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

SECHSMAL STÄRKSTER







Geschichten um Hauptmann Uwe Blaßkiewitz.

Verfolgt und aufgeschrieben von Klaus Weidt

Vor zwölf Jahren hörte ich den Namen Blaßkiewitz zum erstenmal in meinem Leben – und mußte mich noch am selben Tag schnurstracks nach Löbau begeben. Die dreistellige Zahl nämlich, die hinter diesem Namen aus dem Fernschreiber heraustickte, hatte hier in Berlin sofort ein Alarmsignal ausgelöst. Das wollte keiner der Erfinder des neuen Kraftsport-Fernwettkampfes für möglich halten: der gerade 20 Jahre alt gewordene Offiziersschüler sollte, wenn auch in unbegrenzter Zeit, mit dem 60 kg schweren Sandsack auf den Schultern 400 Kniebeugen gemacht haben – in ununterbrochener Folge! Kleinwagenbesitzer errechneten sofort, daß diese Last nicht weniger als der von 40 Pkw „Trabant" entspreche...

Auf der Fahrt zum Sensationsort schwirrten mir da so einige Erinnerungen durch den Kopf. 1961 hatten wir schon einmal den Versuch unternommen, in einem massensportlichen Wettbewerb die „stärksten Männer der NVA" zu ermitteln. Auf Liegestütze und Klimmziehen hatten wir uns schnell geeinigt. Bei der dritten Disziplin gingen wir davon aus, daß es doch in jeder Dienststelle die 7,5-kg-Rundgewichte gibt. Warum also nicht ein einarmiges Strecken mit diesem Eisen? Aber da hatten wir, wie sich dann in der Praxis herausstellte, die Rech-

nung ohne den Ehrgeiz der Soldaten gemacht. Einer übertraf den anderen. Und schließlich klärte der Dessauer Offiziersschüler Helmut Wiech die Fronten. Er stemmte das Rundgewicht einen Vormittag lang 10052mal! Daraufhin hatten wir lange gezögert, ehe wir uns für einen neuartigen Fernwettkampf dieser Art entschieden. Fachexperten wurden zu Rate gezogen, Tests unternommen. Und nun wieder sagenhafte Ausdauerzahlen, so eines Tages an der Offiziershochschule „Ernst Thälmann": Mehrere Genossen hatten dort für aufsehenerregende Leistungen gesorgt und wurden jetzt zu einem Ausdauertest mit Kniebeugen und 60 Kilogramm auf den Schultern auf den Sportboden gebeten. Neun Athleten auf der einen gegen Uwe Blaßkewitz auf der anderen Seite sollten nacheinander zeigen, wieviel sie in den Beinen hatten. Uwe wäre der letzte Starter gewesen. Doch es kam anders. Als der erste 50 Kniebeugen geschafft hatte, war Blaßkiewitz nicht mehr zu halten, begann seinen Ausdauerakt zusammen mit dem zweiten und – hörte erst mit dem sechsten auf. Während er die 400 bestätigte, hatte es kein anderer über 130 gebracht. „Wenn's sein muß", fügte Uwe schmunzelnd hinzu, „mache ich auch 600 . . ." Worauf uns nichts eiligeres zu tun blieb, als die Zeit für die Disziplin „Kniebeugen mit 60 Kilogramm" auf 10 Minuten zu begrenzen.

Beim Endkampf, Februar 1966 in der Berliner Gormannstraße, blickten nicht wenige ungläubig auf den Löbauer Offiziersschüler. Mit einem starken Mann verbanden sich bis dahin Vorstellungen von hünenhaften Rekken, denen die Kraft schon von weitem anzusehen sei. Uwe Blaßkiewitz aber paßte nicht in dieses Bild. Mit seinen 1,72 m Körpergröße hob er sich nirgendwo ab. Kraftsportkulturisten, die glaubten, bei diesem massensportlichen Wettbewerb die Preise abräumen zu können, lächelten überlegen. Doch nicht lange.
Mit 25 Klimmzügen sorgte Uwe gleich in der ersten Disziplin für einen Vorsprung, büßte ihn beim Schlußweitsprung ein, machte mit Beugestützen am Barren nicht viel gut, aber zeigte dann beim Kniebeugen, was trotz Zeitbegrenzung „drin ist": 186! Die waren damals eine kleine Sensation. Zum ersten Male wurde Uwe Blaßkiewitz als „stärkster Mann der Armee" gefeiert. Und der ihm den wagenradgroßen Lorbeerkranz umhängte, war sein Vorgänger, jener Offiziersschüler Helmut Wiech von 1961.

Seit jeher sind für die Sieger in diesem populär gewordenen Fernwettkampf Reisen zu bekannten Sportlern befreundeter Länder gebucht worden. Uwes erste führte ihn zu einem Mann, der damals noch (1966) als Stärkster der Welt galt. Hauptmann Ing. Juri Wlassow stemmte die schwersten Lasten und war Olympiasieger in der höchsten Klasse der Gewichtheber geworden. Seine unweit der Moskauer Leninberge gelegene Neubauwohnung fand der Besucher weniger mit sportlichen Trophäen, vielmehr mit Büchern, Heftern und Manuskripten angefüllt. Der Athlet vom Moskauer Zentralen Armeesportklub war bereits mit ersten schriftstellerischen Werken an die Öffentlichkeit getreten. Bald drehten sich die Gespräche mit dem herzlich empfangenen Gast aus der DDR auch um den Sinn des Sports und seinen Einfluß auf die Persönlichkeitsformung. Angetan zeigte sich Wlassow von diesem neuen Wettbewerb in der NVA, der Zehntausende mit Übungen begeisterte, die ohne Umstände an jedem Ort zu jeder Zeit ausführbar waren. Später schickte er den Organisatoren einmal einen Brief, worin er sich nach dem Gedeihen des Fernwettkampf-Kindes erkundigte.
Für Uwe Blaßkiewitz hielt Juri ein besonderes Geschenk bereit: sein Erstlingsbuch „Sich selbst überwinden" und – eine Goldmedaille, die er selbst errungen hatte.

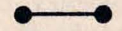


Als Uwe Blaßkiewitz, inzwischen nicht nur in der Volksarmee ein Begriff, zum zweitenmal Stärkster wurde, war die Kniebeugen-Zeit weiter herabgesetzt worden. Doch trotz der nunmehr 5 Minuten überraschte er die Endkampfzuschauer (jetzt mit 70-kg-Last) mit 113 Wiederholungen. Schon beim Klimmziehen hatte er Beifallsstürme ausgelöst, als er 42 schaffte, einen Rekord, der lange Zeit Bestand hatte (mittlerweile 55). Dabei war dem jungen Offizier der Grenztruppen das Training weitaus schwerer gefallen, blieb ihm doch jetzt recht wenig Vorbereitungszeit. „Ich habe aber auch nach einem 24-Stunden-Dienst trainiert", erinnert sich Uwe. „Die Nacht nicht geschlafen, doch trotzdem voll durchgezogen! Von den dreihundert Tagen, die ich Zugführer war, habe ich an zweihundert in der Freizeit geübt. Viele Genossen, die mich erst für verrückt gehalten haben, versuchten sich dann selbst."
Für den Fernwettkampfsieger war wieder eine Reise fällig. Diesmal, im Juni 1968, begleitete ich Unterleutnant Blaßkiewitz nach Leningrad. Dort war er nicht nur Ehrengast der Gewichtheber-Europameisterschaften, sondern traf auch mit dem Wlassow-Nachfolger Leonid Shabotinski zusammen. Der Schwergewichtler, auch als „Riese von Uspenka" bezeichnet, eroberte in seiner Laufbahn zweimal olympisches Gold. Im Kiewer Militärbezirk kümmert sich heute der Hauptmann der Sowjetarmee um den Nachwuchs für den ZSKA (Zentraler Armeesportklub).

Damals, in Leningrad vor dem Hotel „Sputnik", schenkte er seinem neuen Freund ein originelles Souvenir – eine aus Holz geschnitzte Katzenmutter mit drei Jungen. „Ich wünsche dir, daß du bald die richtige Frau findest und mindestens drei Kinder erhältst!" hatte er lachend dazu gesagt.
Ein Jahr später unternahm Uwe seine Hochzeitsreise in die „Stadt der weißen Nächte". Der Wunsch mit den Kätzchen ging bisher zweimal in Erfüllung. Das hölzerne Souvenir steht heute in Uwes Gartenhaus am Rande Zittaus. Dort aber bewundern es nicht nur Frau Renate und die beiden Mädchen.



Im fünften Finale der stärksten Männer gelang dem muskulösen Schwarzschopf, inzwischen als Lehrer für Militärische Körperertüchtigung an die Offiziershochschule der Landstreitkräfte zurückgekehrt, sein dritter Streich. Den mehrfachen sowjetischen Weltmeiter im Mittelgewicht Viktor Kurenzow lernte er sozusagen als Lohn bei den Gewichtheber-Welttitelkämpfen in Sofia kennen und schätzen. Vorher noch war Uwe bei einem Artisten in der DDR zu Gast. Der durfte sich vor einem halben Jahrhundert „stärkster Mann der Welt" nennen. Milo Barus (eigentlich Emil Bahr) hatte in Buenos Aires zwei Motorflugzeuge an Seilen festgehalten, Kraftfahrzeuge mit den Füßen gestemmt und ein Pferd auf dem Rücken eine Leiter hinaufgetragen.
Nach drei Fernwettkampf-Siegen wollte sich Uwe Blaßkiewitz eigentlich zurückziehen. Doch als 1973 das Finale an seiner Schule in Löbau ausgerichtet wurde, marschierte er täglich in den Kraftraum und nahm den Kampf an Reck, Barren, Sprunganlage und Hantel wieder auf. Als er „nur" Zweiter wurde, feierten ihn die Offiziersschüler wie den eigentlichen Sieger. Das bestärkte ihn in seinem Vorsatz weiterzumachen. „Als Lehrer kann ich mit eigenem Beispiel viel erreichen", sagt er selbst. „Mithalten und, wo es möglich ist, als Vorgesetzter immer Vorbild sein! Das ist meine Devise." Und so geht der nun 32jährige Hauptmann in der Altersklasse II an den Start. Dreimal wurde er auch hier Goldmedaillengewinner. Summa summarum: Sechsmal Stärkster!



Uwe Blaßkiewitz reizten Ausdauerleistungen schon immer. Als Oberschüler ist er einst in den Ferien per Rad von Pritzwalk bis Leipzig (280 km) in einem Ritt gefahren. Als Vierzehnjähriger lief er beim Sportfest der 12. Klassen mit und ließ die Hälfte der Starter hinter sich. Mit 16 begann er Kraftübungen. „Mir imponierten schon immer die", so Uwe, „die boxen oder Gewichte heben konnten. Ich begann mit dem Expander und trainierte zwei bis drei Stunden täglich, morgens und abends. Die erste Hantel habe ich mir selbst zusammengebastelt und schön schwarz angestrichen. Dann führte ich eine Art Trainingsbuch. Ich war vielleicht stolz, als ich einen Zentner hochdrücken konnte."
Nach dem Abitur wurde Uwe Soldat und kam erst einmal zur Artillerie. Dort habe er Kraft und Ausdauer gleichzeitig gut gebrauchen können, meint er. „Acht Tonnen das Geschütz, vierzig Kilo die Granate. Als ein Genosse meiner Bedienung ausfiel und ich für zwei die Arbeit schaffte, hatte ich natürlich einen guten Stand. . ."



Offiziersschüler – Zugführer – Fernstudent an der DHfK – Lehrer für MKE. Seinen Schülern macht der um zehn Jahre ältere jederzeit etwas vor. 30 Klimmzüge sofort, wenn es sein muß. Ob sein Training ein Geheimnis sei, frage ich. Uwe schüttelt den Kopf und verrät Rezepte: „Klimmziehen trainiere ich so: Erst einen – Pause, dann zwei – Pause, und so weiter. Mit Liegestützen mache ich es ebenso. Da komme ich bis 100 und mehr." Hintereinanderweg hat er schon 160 geschafft, meint aber, daß man in unbegrenzter Zeit durchaus 400 bis 500 bringen könne. „Die Kunst ist, daß man eine Disziplin abwechslungsreich in Intervallen übt. Zum Beispiel Beugestütze: Eine maximale Serie – Pause, Serie, Pause und das wieder, bis du keinen Beugestütz mehr fertigbringst. Das gibt Kraftzuwachs." Der Erfolg sei natürlich auch von der Arbeit der Sportgruppe und ihrer Leitung abhängig, bestätigt Hauptmann Blaßkiewitz. Ein Fernwettkampf samt Training und Entscheidung muß rechtzeitig und allen Teilnehmern bekannt sein. Kämpfen dann Zug gegen Zug und Kompanie gegen Kompanie, werden echte Stimmung und hohe Leistungen erzielt.



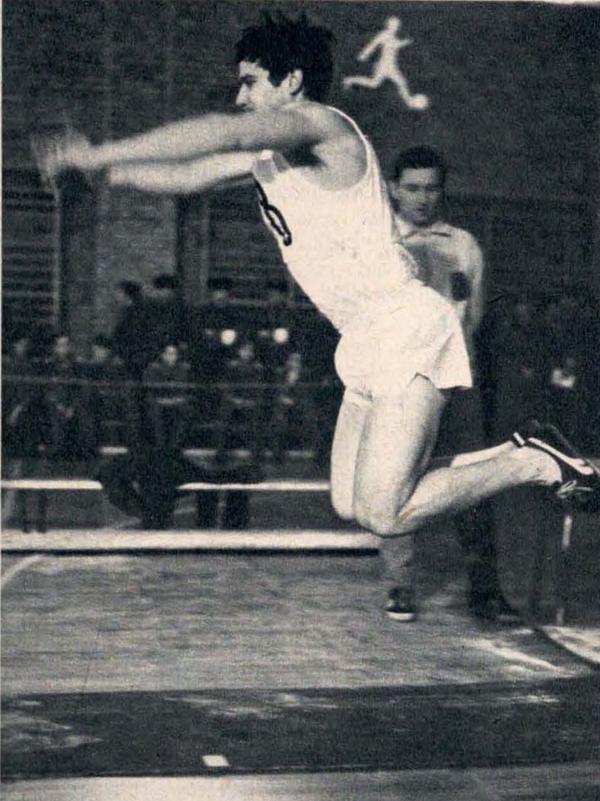
Es macht Spaß, mit Uwe zu plaudern. Einmal ins Schwatzen geraten, kommt man mit ihm schnell vom einen ins andere. Von der Familie gibt es Neues zu berichten, der Garten wartet auf seinen Gärtner, und ein- bis zweimal wöchentlich warten vor der Objektwache Uwes Fußballjungen auf ihren Trainer. Dann muß da noch eine Trainingsanleitung von ihm geschrieben werden und „. . . hast du nicht alte Olympiabücher?" löchert er mich jedesmal. Dann muß ich kapitulieren, weil ich sie selbst suche. Den Kopf voller Pläne hat er, der Hauptmann. Die Zusammenhänge zwischen Sport, Körperertüchtigung und Gefechtsausbildung reizen ihn stets aufs neue. Und es ist durchaus möglich, daß einmal vor dem Namen Uwe Blaßkiewitz ein „Dr." stehen wird. Bis dahin aber fließt noch mancher Tropfen Schweiß. Auch im Zittauer Kraftraum, in dem sich Uwe derzeit auf das 12. Fernwettkampf-Finale der stärksten Männer (Februar, Neubrandenburg) vorbereitet. Danach wird es vielleicht heißen müssen: Siebenmal Stärkster. . .

Fotos: Wolfgang Fröbus (3), Günter Bersch (2), Klaus Weidt (1)



Uwe Blaßkiewitz mit Juri Wlassow in dessen Leningrader Wohnung





UWES FERNWETTKAMPF-BILANZ

1966 – „Stärkster Mann der Armee"
25 Klimmzüge/2,30 m Schlußweitsprung/ 43 Beugestütze/186 Kniebeugen mit 60 kg in 10 Minuten

1968 – „Stärkster Mann der Armee"
42 Klimmzüge/7,25 m Schlußdreisprung/ 58 Beugestütze/ 113 Kniebeugen mit 70 kg in 5 Minuten

1971 – „Stärkster Mann der Armee"
40 Klimmzüge/7,38 m Schlußdreisprung/ 90 Beugestütze in 3 Minuten/ 81 Kniebeugen mit 70 kg in 3 Minuten

1973 – Zweitstärkster der Armee

1975 – Stärkster der Altersklasse II
31 Klimmzüge/7,44 m Schlußdreisprung/ 93 Beugestütze in 3 Minuten/ 84 Kniebeugen mit 50 kg in 2 Minuten

1976 – Stärkster der Altersklasse II
36 Klimmzüge/7,61 m Schlußdreisprung/ 98 Beugestütze in 3 Minuten/ 87 Kniebeugen mit 50 kg in 2 Minuten

1977 – Stärkster der Altersklasse II
39 Klimmzüge/7,72 m Schlußdreisprung/ 110 Beugestütze in 3 Minuten/ 92 Kniebeugen mit 50 kg in 2 Minuten

In Australien gibt es ein altes Volkslied – „Tanzende Matilda" –, das von einem Wanderburschen erzählt. Unbekümmert zieht er mit seiner „Matilda", dem geknoteten Wanderbündel auf dem Rücken, durch die Welt. In den letzten Jahren allerdings wird das Lied von den Werktätigen Australiens nicht mehr so gern gesungen. Und das hat seinen Grund...

Als im Mai 1969 der damalige australische Premierminister Gorton zu einem Besuch in den USA weilte, erklärte er, die „Matilda" sei immer zu einem Tänzchen mit dem amerikanischen Partner bereit. Gortons Erklärung rief viel Bitterkeit bei den Australiern hervor, und so mancher fragte sich: „Wohin wird unser Land tanzen, wenn es Washington folgt?"

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Bedenkenlos band sich die Regierung in Canberra durch eine Reihe militärischer Verträge eng an die USA. Sie stellte dem Pentagon umfangreiche Territorien für Militärstützpunkte zur Verfügung. Australische Truppen nahmen an der Seite der USA-Aggressoren an dem verbrecherischen Krieg gegen das vietnamesische Volk teil. Das Land galt damals als der „zuverlässigste und treueste" Verbündete Washingtons in der asiatisch-pazifischen Region.

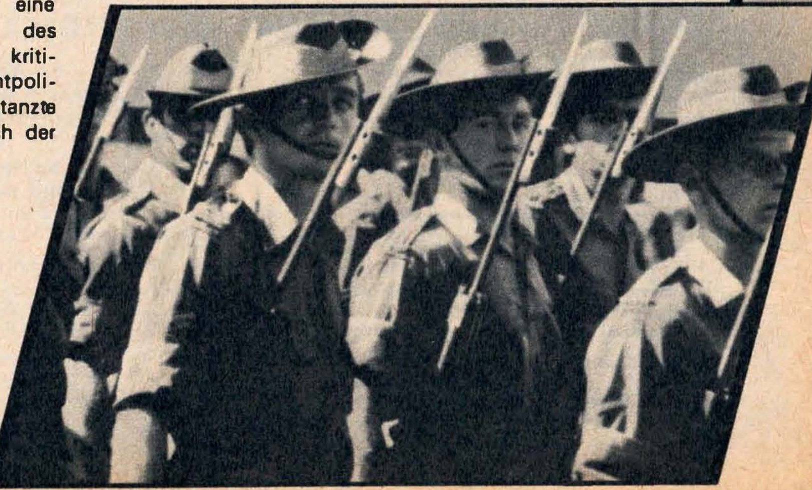
Das schien sich Ende 1972 mit dem Machtantritt der Labor-Party zu ändern. Die Regierung Whitlam normalisierte ihre Beziehungen zu den sozialistischen Staaten, setzte sich für eine schrittweise Auflösung des SEATO-Paktes ein und kritisierte wiederholt die Machtpolitik der USA. Die „Matilda" tanzte nicht mehr ganz so nach der Pfeife Washingtons.

Doch die Reaktion formierte sich sehr schnell wieder. Im November 1975 holte sie zum Schlag aus: Australien ist Mitglied des britischen Commonwealth, damit ist die britische Königin hier offizielles Staatsoberhaupt und trägt auch den Titel Königin von Australien. Ihr direkter Vertreter ist der australische Generalgouverneur. Dieser Mann nun löste, als die rechtsgerichteten Kräfte im Parlament den Budgetentwurf ablehnten, die Regierung Whitlam ab und setzte den Führer der Liberalen Partei, Malcolm Fraser, als Premierminister ein. Einen Monat später gewann die Koalition der rechtsorientierten Parteien – Liberale und Nationale Agrarpartei – unter Fraser durch demagogische Versprechungen die Neuwahlen. „Der Sieg Frasers bedeutet ganz offensichtlich eine wesentliche Richtungsänderung für die australische Politik", schrieb in jener Zeit das US-amerikanische Nachrichtenmagazin „Newsweek". Die Zeitschrift sollte nur allzu recht behalten.

Heute wagt die „Matilda" wiederum Tänze mit „Uncle Sam" auf dem militärpolitischen Parkett. Das Ausmaß der militärischen Zusammenarbeit aber wird streng geheim gehalten.

Professor Oltmann von der Universität in Sydney spricht von 28 Stützpunkten, die für direkte oder indirekte militärische Zwekke genutzt werden. Ein anderer australischer Experte, Robert Cooksy von der Nationaluniversität in Canberra, meint, es gäbe mindestens „16 bedeutende amerikanische Anlagen" in Australien. Acht dieser Basen sind auf jeden Fall direkt der Nationalen Verwaltung für Luftfahrt und Entwicklung des Weltraums der USA unterstellt. Doch diese Anlagen befassen sich keineswegs mit der friedlichen Nutzung des Kosmos. Sie unterhalten Verbindungen zu den orbitalen militärischen Spionagesatelliten und unterstützen deren Operationen. Diese Weltraumspionagezentren sind untereinander und mit den entsprechenden Anlagen in Texas und Kalifornien verbunden. Die bekanntesten USA-Basen in Australien sind: Titbinbilla, Oraral Valley, Moneysuckle Creek, Cuby Creek, Carnovon, Island Laggon, Nurrungar und Pine Gap.

Der Sieg der Völker Indochinas über den nordamerikanischen Imperialismus, der Verlust wichtiger Stützpunkte in Südvietnam und der spürbare Widerstand der thailändischen und philippinischen Öffentlichkeit gegen amerikanische Basen in ihren Ländern bewogen das Pentagon zu noch engerer militärischer Zusammenarbeit mit Australien. Bei der Fraser-Regierung stieß dieses Begehren auf offene Ohren. So wird u.a. der Ausbau des Stützpunktes Cockburn Sound an der Westküste beschleunigt. Nach seiner Fertigstellung soll





Der von australischer Seite verstärkte militärische Gleichschritt mit den USA, die forcierte Aufrüstung und die auf den Kampf in allen Klimazonen ausgerichtete Ausbildung rücken die australischen Militärs nicht nur immer mehr in die Front des Antisowjetismus, sondern kosten auch Geld, das dem Bildungs- und Sozialetat entzogen wird. Die Werktätigen Australiens protestieren immer nachhaltiger gegen diese Angriffe auf ihren Lebensstandard.

Die tanzende MATILDA

Australiens Tanz mit „Uncle Sam" auf dem militärpolitischen Parkett

er amerikanischen und britischen Kriegsschiffen zur Verfügung stehen. In Übereinstimmung mit den USA ist die australische Kriegsmarine an der imperialistischen Stützpunktpolitik im Pazifik beteiligt – entgegen aller Entspannungsbestrebungen dieses Raumes.
Seit 1951 ist Australien gemeinsam mit den USA und Neuseeland im ANZUS-Pakt militärisch zusammengeschlossen. Dieses Bündnis hat unter dem Druck Washingtons in den letzten Jahren eine spürbare Belebung erfahren. So fanden beispielsweise im Oktober 1976 unter der Codebezeichnung „Känguruh II" die größten Manöver statt, die jemals in Friedenszeiten in australischen Gewässern abgehalten wurden. An diesem Manöver nahmen 40 Kriegsschiffe, 250 Flugzeuge und 11 500 Soldaten teil.
Die verstärkte militärische Zusammenarbeit zwischen den USA und Australien wird mit der absurden Behauptung einer sowjetischen Expansion in den asiatischen Gewässern begründet. Diese antisowjetische Hysterie nimmt zuweilen groteske, ja geradezu lächerliche Formen an. So wurde beispielsweise ein neben einem sowjetischen Passagierschiff auftauchender Wal vom Parlamentsabgeordneten Birney zum sowjetischen U-Boot erklärt. Und nachdem dieses vermeintliche U-Boot eindeutig von mehreren Augenzeugen als friedfertiger Meeressäuger identifiziert worden war, meinte der Abgeordnete: „Mein Gott, es mag ein Wal gewesen sein. Also haben die Russen eine neue Waffe gegen uns entwickelt. Wenn man im Pentagon Delphine für militärische Zwecke dressiert, könnten folglich auch die Russen einen Wal abrichten, um an unsere militärischen Geheimnisse zu kommen." – Willkommener Anlaß also für Canberra, die Rüstungsanstrengungen zu verstärken.
Ende 1976 legte die Regierung Fraser ein sogenanntes Weißbuch vor, das deutlich die Handschrift der USA erkennen läßt. Laut diesem militärischen Fünfjahrplan sollen bis 1981 insgesamt 12 Milliarden AD (1 USA-Dollar entspricht 0,92 Austral. Dollar) für die Rüstung ausgegeben werden. Denn nun sei – so der Verteidigungsminister



Neben gemeinsamen Manövern, den zahlreichen US-Stützpunkten auf australischem Boden, den seit Jahren ansteigenden Ausgaben des Militärhaushalts, gehört die Ausbildung von Militärkadern für andere asiatische Staaten an der Militärakademie Duntrom und der sogenannten Dschungelkampfschule Kanugra zum Programm Canberras. An der letzteren werden vor allem Erfahrungen aus dem Vietnamkrieg vermittelt.

James Killen – die „Dürre" vorbei, und die unter der Labourregierung „spürbar vernachlässigte" Verteidigungskapazität müsse nun entscheidend verbessert werden. Und Robert O'Neill, Leiter der „Strategic and Defence Studies Centre" an der Canberraer Universität, stellte fest, daß dies „vor allem für die Armee eine kräftige Umstellung bedeutet. Sie soll nicht nur in asiatischen Dschungeln, sondern in verschiedenen Temperaturzonen, in Wüsten und Gebirgen, amphibisch und in der Luft, über den gesamten Kontinent kämpfen. Die Armee braucht deshalb eine größere Stabilität, weitreichende Waffen, bessere Beobachtungs- und Aufklärungsmöglichkeiten."

So ist geplant, in den achtziger Jahren ein fest installiertes Kommunikationsnetz zu schaffen, das den gesamten fünften Kontinent überzieht. Es nennt sich „Projekt Jindalee" und soll vor allem die weiträumige Küstenüberwachung lösen. Mit Hilfe Großbritanniens wird ferner ein U-Boot-Warnsystem aufgebaut.

Die australischen Streitkräfte, bestehend aus 69000 Berufssoldaten und 41000 Reservisten, sollen in den nächsten Jahren bedeutend verstärkt und vor allem modernisiert werden. So ist für die Kriegsmarine – neben Kanada ist die australische die zweitgrößte des britischen Commonwealth – die Beschaffung von Raketenfregatten amerikanischen Typs vorgesehen. Als vordringlich gilt der Ausbau der Aufklärungsgeschwader – hier soll das bisherige Seeaufklärungsflugzeug vom Typ „Neptune" durch die P-3C Orion ersetzt werden. Von der BRD wird Canberra 101 „Leopard"-Panzer kaufen, um nur einiges aus dem Modernisierungsprogramm zu nennen. Diese enorm hohen Militärausgaben führen zwangsläufig zu weiteren spürbaren Belastungen der Werktätigen. Denn während beispielsweise 1977 der Militärhaushalt von 235 Millionen auf 2,17 Milliarden AD stieg, sanken die Ausgaben für soziale und kulturelle Zwecke um 3,1 Milliarden AD. Das erst von der Labourregierung eingeführte System der staatlichen Krankenversicherung wurde ebenfalls drastisch eingeschränkt. Die Preise steigen unablässig.

Das wachsende Unbehagen der Werktätigen über diese Entwicklung drückt sich in Streiks und Massendemonstrationen aus. 1976 hatten sich 2,5 Millionen Werktätige zum Generalstreik, den ersten in der australischen Geschichte, vereinigt.

Der australische Friedensrat hat die Regierung in Canberra wiederholt aufgefordert, sich für internationale Entspannung und Abrüstung einzusetzen, das Militärbündnis mit den USA aufzugeben und zu einer nichtpaktgebundenen Politik überzugehen. Die „Matilda", so will es das werktätige Volk, soll „Uncle Sam" einen unmißverständlichen Korb geben.

Axel Degen
Fotos: Zentralbild

Die Streitkräfte Australiens

Militärdienst: Kaderarmee
Gesamtstreitkräfte: 69350 Mann

Heer: 31600 Mann
Die bisherige Bewaffnung, meist amerikanischer und britischer Herkunft, soll laut Weißbuch durch 101 Panzer „Leopard", 20 Boden-Luft-Raketen „Rapier" und 9 Hubschrauber vom Typ „Bell 206-B 1" vervollständigt werden.

Marine: 16200 Mann
Für ihre Neuausrüstung sind 2 U-Boote sowie 2 Zerstörer mit Schiff-Schiff-Raketen vorgesehen.

Luftwaffe: 21500 Mann
Bisher vorwiegend ausgerüstet mit Flugzeugen vom Typ „Canberra" und „Mirage" sowie Hubschraubern vom Typ „CH-47 Chinook" und „UH-1 H Iroquois", soll sie vorerst mit 8 Marine-Aufklärern des Typs „Orion" vervollständigt werden.



Gefahr aus der Idylle

Die Freude des puertorikanischen Fischers, der zunächst meinte, einen großen Fischzug gemacht zu haben, wich bald der Enttäuschung und wandelte sich schnell in Entsetzen, als er bemerkte, welch stählerner Fisch ihm da ins Netz gegangen war. Dieser „Fang" eines Torpedos war innerhalb weniger Wochen bereits der zweite Fund eines Explosivkörpers vor der Südküste Puerto Ricos. Die in einem Fischernetz an Deck gehievte Waffe versinnbildlicht, wie gefährlich die Idylle der Antillen-Insel heutzutage ist. Den Beinamen eines karibischen Paradieses verdient sie wohl kaum noch.
Seine günstige geographische Lage als östlichste Insel der Großen Antillen hat Puerto Rico zu einer Drehscheibe des Luftverkehrs zwischen den Kontinenten werden lassen. Vom Flughafen der Metropole San Juan starten Linienmaschinen in fast alle Staaten Nord-, Mittel- und Südamerikas. Doch diese zentral gelegene Position hat auch Militärs schon recht früh in dem Eiland einen globalstrategisch wichtigen Punkt erkennen lassen. Zur Zeit der Konquistadoren bereits wurde der Hafen von San Juan zu einer Festung ausgebaut – ein „Gibraltar der Neuen Welt" genannt, weil von hier aus das spanische Weltreich überwacht und der Schiffsverkehr gegen Konkurrenten und Freibeuter geschützt werden konnte. Die jahrhundertelang allen Anstürmen standhaltende spanische Bastion war noch nicht gefallen, da träumten nordamerikanische Politiker bereits vom Ausbau des „reichen Hafens" – so heißt Puerto Rico übersetzt – zu einer Marinebasis im Karibischen Meer. 1898, nach Beendigung des spanisch-amerikanischen Krieges, wurde die Insel von den USA besetzt und im Laufe der Jahrzehnte mit einem Netz von Stützpunkten überzogen. 13 Prozent der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche nehmen sie heute ein – nach Meinung der Kritiker. Ganze fünf Prozent hingegen wagte ein USA-freundlicher puertorikanischer Politiker in der Öffentlichkeit zuzugeben.



Von den mehr als ein Dutzend Stützpunkten ist Roosevelt Roads Base der bedeutendste. Er umfaßt drei Buchten im Südostteil der Insel, die gut 20 großen Kriegsschiffen Unterschlupf gewähren, und verfügt über einen Flugplatz sowie mehrere Reparaturdocks. Von hier aus ergehen die Befehle der maritimen Kommandostäbe COMNAVFORCARIB – verantwortlich für die Operationen in der Karibischen See – und USCOMSOLANT, der Manöver von der südamerikanischen Küste bis zum Strand von Afrika dirigiert. Das Strategische Luftkommando der USA unterhält in Aquadilla die Basis Ramey, die u. a. dreißig mit Kernwaffen ausgerüstete Superbomber des Typs B-52 beherbergte. Zwar wurde dieser Stützpunkt geräumt – seine Unterhaltung war zu aufwendig. Die



Anlage, einschließlich der Installation für Nuklearraketen, ist jedoch nach wie vor jederzeit einsatzbereit. Nicht umsonst hatten sich die USA geweigert, ein Abkommen über eine atomwaffenfreie Zone in Lateinamerika zu unterzeichnen. Puerto Rico hätte hier eingeschlossen werden müssen. Von der 13000 Hektar großen Nebeninsel Vieques vor der Ostküste Puerto Ricos wurden die Bewohner vertrieben, und mehr als 1 000 Hektar für einen Übungsplatz der Marineinfanterie und zur Lagerung von Atomwaffen beschlagnahmt. Bei Luquillo im Gebiet des tropischen Regenwalds der Insel befinden sich Camps. Hier werden Ranger-Einheiten speziell für den Einsatz gegen Befreiungskämpfer getrimmt. Im Nordwesten der Insel sind Radarstationen, deren Reichweiten die offene See bis zur nördlichen und südlichen Kontinentalküste erfassen. Das im Westen von San Juan befindliche Fort Buchanan dient als Transitzentrum für US-Truppen und als Koordinierungszentrale für alle Streitkräfte der Insel. Die hier stationierte Reserveeinheit von 2000 Soldaten wird unter dem Gesichtspunkt hoher Mobilität trainiert, nicht zuletzt, um die puertorikanische Nationalgarde von 7500 Mann im Ernstfall zu unterstützen. Außerdem sind laut Angaben des Pentagon vom vergangenen Jahr auf der Insel 4200 US-Soldaten stationiert.

Mit Recht wird von Puerto Rico als einer Plattform der Aggressionen des USA-Imperialismus gesprochen. Die Bürger dieses „assoziierten Freistaates" dürfen zwar nicht an den Präsidentenwahlen der USA teilnehmen, wohl aber „durften" sie Rekruten für die schmutzigen Kriege der USA in Korea und Vietnam stellen. Von seinem Territorium aus sind Aggressionen gegen andere lateinamerikanische Länder gesteuert worden: So gestanden 1961 auf Kuba gefangene konterrevolutionäre Söldner nach der gescheiterten Schweinebuchtinvasion, daß sie auf Vieques ausgebildet worden waren. Die 1962 über Kuba verhängte Seeblockade wurde von der Roosevelt Roads Base aus geführt. Von puertorikanischen Flughäfen starteten 1965 die USA-Truppen, die in die Dominikanische Republik einfielen, um das progressive Regime zu beseitigen.

Die kleinste Insel der Großen Antillen stellt somit eine gefährliche Speerspitze des USA-Imperialismus im Zentrum des amerikanischen Kontinents dar. Darüber hinaus hatte der ehemalige USA-Präsident Ford dem Kongreß den Vorschlag unterbreitet, das bisher nur „assoziierte" Land zum 51. Bundesstaat der USA zu machen. Diese Absicht ist um so bedrohlicher, als Puerto Rico bei dem Bemühen der US-Militärstrategen, die reaktionären Regimes in Südamerika und Afrika zu einem Südatlantikpakt zusammenzuführen, offenbar eine Schlüsselrolle zugedacht ist.

Horst Gust
Foto: Zentralbild

Plauderstündchen mit Dorit Gäbler

Es ist schon Glückssache, sie in ihrer Wohnung anzutreffen. Immer wieder teilt mir ihre Mutter freundlich mit, sie sei im Theater, bei einer Veranstaltung, zu Funkaufnahmen oder mit dem Söhnchen Peter zum Turnen. Sie vertröstet mich . . .
Endlich gelingt es mir doch, sie zu erreichen. Bei einer Besprechung in der Konzert- und Gastspieldirektion schalte ich mich kurzentschlossen dazwischen und verabrede einen Treff. In ihrer geschmackvoll eingerichteten Wohnung in einem der 10-Geschosser in Dresden-Johannstadt (nicht ohne Neid genieße ich den Blick auf die Elbe) sitze ich ihr dann gegenüber. Allerdings erhebt der zweijährige Filius dagegen Einspruch, und so unterhalten wir uns schließlich gedämpft, während das Bürschchen auf ihrem Schoß vor sich hinschlummert . . .
Dorit Gäbler in der Öffentlichkeit zu begegnen, ist etwas unkomplizierter. Man geht ins Theater, trifft sie auf einer der beiden Bühnen im Kulturpalast oder erlebt sie als charmante Gastgeberin irgendwo in der Republik bei einem ihrer unterhaltsamen „Plauderstündchen". Sie erzählt dann von ihrer Arbeit am Theater, macht überraschenderweise mit bildender Kunst bekannt und überzeugt vor allem mit neuen Liedern. Sie sind frech, auch die behutsamen mag sie, die frivolen machen ihr Spaß, alle mit einem Schuß Humor. Dieser „Abend mit Dorit Gäbler" ist variierbar, je nach Publikum: er läßt mit nur leicht angedeuteter Marschroute Möglichkeiten offen, auf die Gäste einzugehen und aktuell zu sein. Sie nennt das, was sie und die Gruppe „Ebbe und Flut" vortragen, „modernes Chanson". Dabei verzichten weder Dorit Gäbler noch die Musiker – sie alle sind Absolventen oder Studenten der Dresdner Hochschule für Musik „Carl Maria von Weber" – auf bewährte alte Schlagerhüte (natürlich in neuer Fasson), auf ein wenig Kabarett sowie Komödiantengeist. An Texten kommt manches aus ihrer eigenen

Autogramm-Anschrift
Dorit Gäbler
8019 Dresden
Pfotenhauerstraße 22



Feder, und meist sorgt Michael Fuchs, der Leiter von „Ebbe und Flut", dafür, daß sie dann auch „ins Ohr gehen". Bewährt ist ebenso die Zusammenarbeit mit Hans Paul – seines Zeichens Chef des Laienkabaretts „Die Bogenschützen" und versiert u. a. in der künstlerischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen.

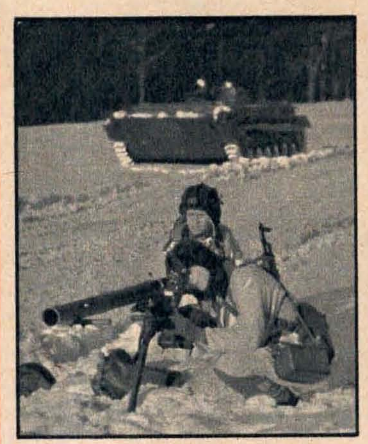
1977 war für Dorit Gäbler ein Jahr der Veränderung. Nach einigen Spielzeiten im festen Engagement am Theater verabschiedet sie sich – bis auf wenige Gastrollen – von den berühmten „Brettern, die die Welt bedeuten". Ihr Weg hatte sie von der Schauspielschule Berlin über ein Engagement an den Karl-Marx-Städter Bühnen (ihr Debüt gab sie dort als Lika in Arbusows „Leningrader Romanze") ziemlich steil in die „Spitze" des Staatsschauspiels Dresden geführt. Die DEFA hat sie natürlich auch nicht übersehen, desgleichen Funk und Fernsehen. Nun hat sie einen Exklusiv-Vertrag mit der Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst in der Tasche.

Das Singen kann bei ihr allerdings auch auf alte Vorrechte pochen. Hausmusik war bei den Gäblers im Vogtland durchaus üblich, und mit ihren beiden Brüdern hat sich Dorit nicht selten als „Gesangstrio" zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten eingefunden. Während des Studiums tat sie dann bei Chris Baumgarten etwas für ihre Stimme, und heute reist sie einmal in der Woche nach Berlin, um bei ihrer Gesangslehrerin Leonore Gendries dazuzulernen.

Zuschauer und -hörer in Uniform sind bei Dorit Gäbler auch gewissermaßen eine Tradition. Noch als Studentin gestaltete sie mit der Gitarre kontinuierlich Abende im Wachregiment und verleugnete dabei nicht ihren Ehrgeiz, immer wieder mit einem neuen Repertoire aufzuwarten. Vertraut ist sie jetzt auch mit den Offiziershochschülern in Löbau und Kamenz, und bei den Angehörigen der Militärakademie „Friedrich Engels" ist sie ein gerngesehener Gast. Mit einer Gruppe junger Seeoffiziere von der Akademie verbindet die Künstlerin noch etwas mehr; einige Male im Jahr treffen sie sich bei der Graphikerin Eva Schwager und sprechen über bildende Kunst, Musik und dergleichen mehr. Die Gastgeberin würde ausgezeichnet backen, sagt mir Dorit Gäbler, und ich bekomme Lust, mich bei einem der nächsten Besuche mit einzuschleichen ... Nachdem wir mit dem munter gewordenen Peter erstmal einen vorbeiziehenden Dampfer der „Weißen Flotte" bewundert haben, kann ich eine weitere Frage anbringen: „Welches sind Ihre nächsten Ziele, und gibt es vielleicht auch Wunschträume?" Sie arbeitet gemeinsam mit ihren Partnern an einem Programm, das wie bisher Große nun auch Kinder zu einer Plauderei im besten Sinne einladen will. Dabei sollen u. a. Bilder aus der Galerie der Freundschaft und Gedichte von Schülern einbezogen werden. Bewährt hat sich ähnliches schon unter der Regie der Interpretin als Freizeitkalender für die Jüngsten und als kleine Fragestunde für junge Besucher im Kulturpalast Dresden. An Wünschen bliebe vielleicht noch zu erwähnen, daß Dorit Gäbler gemeinsam mit „Ebbe und Flut" nach einer eigenen künstlerischen Linie sucht, auf der Jagd nach guten Texten und Kompositionen ist und ihr Publikum auch unter den Jugendlichen erhofft. Auf ihrem persönlichen Programm stehen ebenso Kurse in Fremdsprachen und vor allem etwas mehr Zeit für die Familie. Diesem Anliegen füge ich mich sofort, verzichte auf weitere neugierige Fragen und verabschiede mich mit einem Dankeschön und toi, toi, toi.

Simone Berg





UNSER TITEL: Panzerjäger der NVA mit ihrem rückstoßfreien Geschütz in Feuerstellung, fotografiert von M. Uhlenhut.



UNSER POSTER: Im Schnee und Eis des Hohen Nordens der UdSSR nimmt eine Hubschrauberbesatzung der Sowjetarmee den Kampfauftrag für sich und ihre Mi 8 entgegen, fotografiert von Oberst E. A. Udowitschenko.

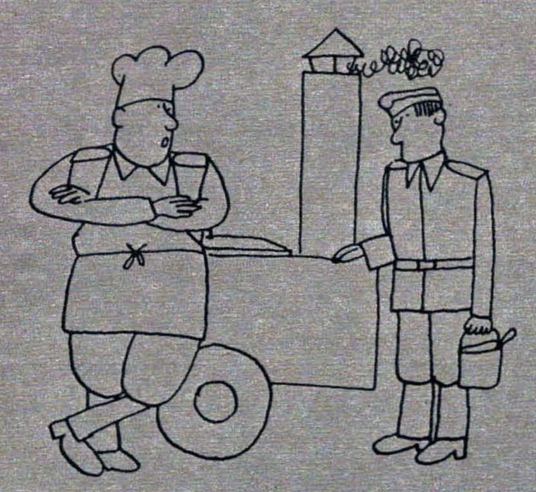


Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst J. Schaulow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.

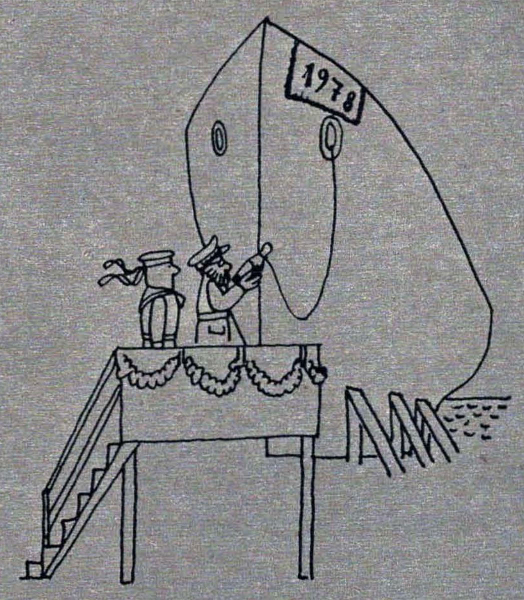
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann.
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 27. 10. 1977

INHALT



Auch in diesem Jahr wird bei mir nur mit Wasser gekocht!

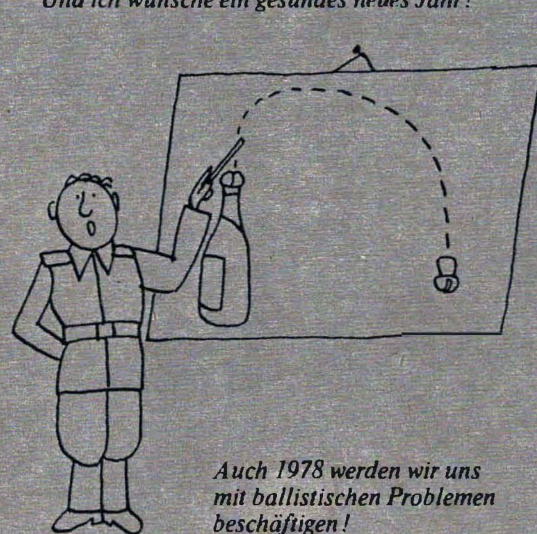


Aber Mann, der Sekt ist ja „trocken"!

Prosit Neujahr

wünscht Paul Klimpke

Und ich wünsche ein gesundes neues Jahr!



Auch 1978 werden wir uns mit ballistischen Problemen beschäftigen!





DORIT GÄBLER (DDR)

Foto: Manfred Uhlenhut